

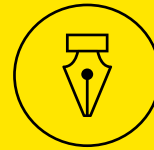
TEXTE

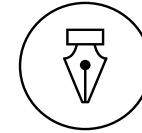
Preis für junge Literatur



Die 24 besten Texte
Herausgegeben von Anna Braendle

20





TEXTE

Preis für junge Literatur

**Mut
/ Unmut /
Übermut**

**DIE 24 BESTEN TEXTE
2020**

Herausgegeben von Anna Braendle

Inhaltsverzeichnis

Grußwort CORNELIUS OBONYA	9
Zum Geleit BILDUNGSDIREKTOR HEINRICH HIMMER	10
Vorwort CHRISTOPH BRAENDLE	12
Farbe an der Wand ALEXANDRA AIGNER	15
Tropfen HIBA AKYOL	23
Die Person gegenüber / Wien, 2. November 2020 SARAH BAHMOU	25
Auf der anderen Seite ist das Gras auch nicht grüner. ANNA BAUER	28
Nemesis KATHARINA BOGNER	33
an selbst MILENA DÖRFLER	40
20 Uhr PAULA DORTEN	45
Déjà-vu. DZENETA FEJZIC	50
Mordsmut AMELIE FRIKELL	53
Die Ballade von der Ritterlichkeit MARIUS HENRIK HOOSE	58
Vielleicht FANNY KOELBL	65
aufgestaute luft FIONA KREINDL	69
Wetterherzen ANTONIA MORITZ	71
Als der Mond vom Himmel fiel ANNA RICHTER	74
Der Lieferwagen, Severin und FRANZISKA MIRJAM ROHER	78
Tanzende Drachen im Wind ANNA ROTTER	80
Wir, und mehr BERNADETTE SARMAN	83
Einer hat Gott gespielt MARIA SCHIGAN	86
Wie aus Chiffon KATRIN SCHWARZ	89
rastlos gefangen LILLI SPLETTSTÖSSER	93
Nassnacht CLARA STILLER	96
Epitaphe JEANNINE TENDL	98
Also verliert man nichts HANNAH UNTERTHINER	101
Vor den Türen SEVERIN WEH	104
Danksagung	106

IMPRESSUM

Mut/Unmut/Übermut. Die 24 besten Texte.

Herausgegeben von Anna Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

Druck im Auftrag der SOKO Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2020 Verein Literarische Bühnen Wien.

Gefördert von

Grußwort

Als Präsident des Vereins „Literarische Bühnen Wien“ möchte ich Sie herzlich begrüßen. Der von dieser Trägerorganisation ausgelobte Preis **Texte. Preis für junge Literatur** möchte anregen und keinen jungen Menschen im Regen stehen lassen, der sich für Literatur und Sprache interessiert. Er möchte erkunden und neue Kundschaft für die Sprache begeistern. Er möchte einladen und einen großen Bauchladen anbieten, allen, die aus den wunderbaren Angeboten der Literatur und der Sprache freien Herzens und nach Lust und Laune wählen möchten.

Der Gründer und Intendant des Preises, Christoph Braendle, steht als Schriftsteller mit der ganzen Kraft seines Könnens hinter der Idee, besonders jungen Menschen einen Bereich zu eröffnen, der für sie sehr wichtig ist. Den Bereich der Kreativität über und durch Sprache, unsere ureigenste Ausdrucksform. Wenn wir als Kinder die ersten Worte finden und sie zu sprechen lernen, dann haben wir den ersten Schritt bereits getan. Den ersten Schritt in eine neue Welt des Begreifens, des Denkens und des Ausdrucks. Von da an bedarf es aber der kontinuierlichen Förderung dieser Gabe, die jedes Menschenkind da so ohne Weiteres bekommen hat. An uns erwachsenen Menschen liegt es ab diesem Zeitpunkt, Kindern den Umgang mit Sprache und damit mit den Gedanken an sich zu ermöglichen. Und im besten Falle entsteht dann etwas, was für uns doch das Wichtigste ist – die Möglichkeit, alles, was gedacht sein kann, auch zu denken und anderen mitteilen zu können. Also Kommunikation.

Wir haben es uns zur Aufgabe gemacht, jungen Menschen eine professionelle Begleitung auf diesem Weg anzubieten. Jugendliche haben unendlich viel Fantasie und sollten nach ihrer Kindheit Anregung erfahren, die Pfade in die eigene Gedankenwelt weiter auszutreten, keine Scheu zu haben, diese innere Welt auch anderen mitzuteilen. Denn so entsteht Literatur. Seien Sie eingeladen zu erkunden, zu erfahren. Seien Sie angeregt.

CORNELIUS OBONYA

PRÄSIDENT VEREIN LITERARISCHE BÜHNEN WIEN

Zum Geleit

Die Bildungsdirektion Wien freut sich über alle Aktivitäten, durch die Talente nachhaltig gefördert werden – so wie das bei **TEXTE. Preis für junge Literatur** der Fall ist!

Gerne setze ich hiermit die Dokumentationsreihe mit literarischen Talentproben von Schülerinnen und Schülern fort. Die Zahl der mitwirkenden Schulen ist wieder deutlich gestiegen im Vergleich zum Vorjahr. Bemerkenswert ist das Echo im deutschsprachigen Ausland und dass viele Schüler*innen noch im Abschlussjahr ihrer AHS/BHS-Laufbahn an dem Wettbewerb teilnehmen und dann schon Studierende an diversen Universitäten sind, wenn es ins Finale geht. Bemerkenswert ist auch, dass viele BMHS-Schüler/innen an dem Wettbewerb teilnehmen und ganz ausgezeichnet dabei abschneiden.

Man muss diesen künstlerischen Wettbewerb nun schon als einen festen Bestandteil des Wiener Schulwesens betrachten.

Ich gratuliere allen Preisträgerinnen und Preisträgern herzlich – und natürlich freue ich mich über alle Teilnehmenden sehr!

Ich danke besonders dem Initiator und Leiter Christoph Braendle für seinen nimmermüden Einsatz, der ja weit über Organisatorisches hinausgeht – seine Workshops mit den jungen Talenten, für die er wieder namhafte Schriftstellerinnen und Schriftsteller gewinnen konnte, sind geradezu legendär.

Es ist uns eine Freude, mit dem Burgtheater und dem Literaturmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek zusammenarbeiten zu können. Die Bildungsdirektion Wien unterstützt diesen Wettbewerb durch die Bekanntmachung an allen Schulen und die Drucklegung der besten Beiträge. Die Veröffentlichung dieser Arbeiten soll ein gutes Beispiel für viele Schülerinnen und Schüler sein, ihre literarischen Talente zu erkunden und zu erproben. Ich halte den Schreibwettbewerb für eine notwendige Ergänzung zu den deutlich pragmatisch ausgerichte-

ten Schreibvorgaben für die Matura. Wir fördern die Lesefähigkeiten unserer Schülerinnen und Schüler. Aber: Lesen und Schreiben stehen in einem engen Zusammenhang, das Vorbild so ausgezeichnete literarischer Leistungen, wie sie hier vorgestellt werden, möge dazu dienen, dass die Beschäftigung mit Sprache in all ihren Erscheinungsformen als ein höchst lohnendes Ziel gesehen wird, wobei der Weg dahin allein schon das Ziel sein kann.

Ich gratuliere den jungen Literaturschaffenden sehr herzlich zu ihren beeindruckenden Leistungen, ganz besonders in diesen Zeiten, und hoffe, dass es im nächsten Durchgang noch mehr Schülerinnen und Schüler sein werden, die sich auf das Wagnis und die Freude einlassen, sich literarisch zu erproben.

HEINRICH HIMMER
BILDUNGSDIREKTOR WIEN

Liebe Autorin, lieber Autor.

Diese Broschüre ist dir gewidmet. Sie beweist, dass entgegen aller Klischees die Fähigkeit, zu schreiben, nicht nur nicht am Aussterben ist, sondern vielleicht sogar einer neuen Blüte entgegensteht.

Auf dem Weg ins Finale musstest du einen Bewerbungstext zum Thema „Mut/Unmut/Übermut“ einreichen. Aufgrund eines öffentlichen Votings, an dem sich über 6000 Personen beteiligten, und der Beurteilung durch unsere Fachjury erreichten zwei Burschen und 22 Mädchen das Finale. Als FinalistIn konntest du über einen Monat hinweg Workshops mit den Autoren Lisa Cerha, Franzobel, Florian Gantner, Omar Khir Alanam, Radek Knapp und Mieke Medusa besuchen. In dieser Zeit hastest du noch einen Text zum Thema „Mut/Unmut/Übermut“ zu verfassen. Diesmal gab es keine Beschränkung der Länge.

Mein Dank gilt der Jury. Judith Fischer, Erwin Greiner, Eva Holzmann, Vanja König, Barbara Mader, Hanno Millesi, Jana Podbelsek, Sandra Schüddekopf und Peter Wildner widmeten sich mit enormem Engagement der Aufgabe, aus den 356 Einreichungen jene 25 herauszufiltern, die sie als finalwürdig betrachteten.

Vom **Verein Literarische Bühnen Wien** produziert und veranstaltet, hat der vom mir geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren auch heuer wieder gezeigt, wie notwendig und wie beliebt dieses Forum ist und wieso es im Laufe kurzer Zeit internationalen Status erreichen konnte.

Da wir der Meinung sind, dass zahlreiche Beiträge, die das Finale vielleicht nur knapp verpasst haben, es verdienen, einem Publikum präsentiert zu werden, organisierten wir neben dem Finale zahlreiche Lesungen in verschiedenen Wiener Bezirken und in Graz, Salzburg und St. Pölten. Dazu kamen Workshops in Graz mit Martin Ohrt, in Salzburg mit Vladimir Vertlib und in St. Pölten mit Petra Piuk.

Allerdings machte die Corona-Pandemie auch uns einen dicken Strich durch die Rechnung. Zum Glück konnten wir rasch auf die sich laufend verändernden Umstände reagieren, indem wir die meisten Lesungen

und einige Workshops in den virtuellen Raum verlegten. Die Aufnahmen stellen wir auf unserer Website **www.texte.wien**, auf youtube und auf anderen Kanälen der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung.

Apropos Corona: es mag vielleicht erstaunen, dass sich relativ wenige Beiträge der jungen Leute mit der Pandemie beschäftigen. Vielleicht liegt das daran, dass die eigentliche Schreibarbeit für den Wettbewerb im Zeitraum zwischen den beiden Lockdowns stattfand, in einem Zeitraum also, wo die Zeichen auf Entspannung standen. Bemerkenswert immerhin, dass sogar in dieser seltsamen, schwierigen Epoche andere Fragestellungen mehr Raum einzunehmen vermögen.

Ich möchte mich an dieser Stelle bei unseren Förderern und Sponsoren bedanken. Besonderer Dank gebührt allerdings meiner Frau Anna, die nicht nur die Broschüren zum Wettbewerb herausgibt, sondern immer und immer wieder und in zahllosen Gesprächen entscheidende Ideen entwickelt; Margit Riepl, die von Anfang an meine kongeniale Partnerin in diesem Wettbewerb ist und als kaufmännische und organisatorische Leiterin diesen Wettbewerb so erst möglich macht; Roman Picha für seinen unermüdlichen Einsatz und die vielen wunderbaren Fotografien und Videos; und Christoph Nemetz und Thomas Wolf, die als Grafiker und Webmaster Gesicht und Funktion des Wettbewerbs bestimmen.

Der grösste Dank gebührt allerdings dir, liebe Autorin, lieber Autor. Es bedarf des Muts, seine Gedanken ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen und sich damit auch der Kritik auszusetzen. Mit dieser Broschüre möchten wir dich ermutigen, deine kreativen Fähigkeiten weiter zu entwickeln und die Freude am Schreiben lustvoll zu pflegen.

CHRISTOPH BRAENDLE

SCHRIFTSTELLER UND INTENDANT
TEXTE. PREIS FÜR JUNGE LITERATUR

Farbe an der Wand

ALEXANDRA AIGNER

Das Wohnzimmerfenster, das ist zu. Verriegelt, könnte man meinen.

Und du bist allein. Schon wieder. Noch immer.

Um ehrlich zu sein, du weißt es nicht und um noch ehrlicher zu sein, es ist dir gleich.

Denn du bist allein.

Du atmest aus und irgendwann auch wieder ein. Die Zeit zwischen deinen Atemzügen zieht sich und die Farbe von den Wänden beginnt hinunter zu laufen. Mit schweren Schritten und noch schwererem Herzen stehst du auf und kochst Wasser. Die Farbe sammelt sich und fließt in großen Tropfen den Beton hinab. Du siehst nicht hin. Und der Rost vom Heizkörper bröckelt und hinterlässt bitter schmeckende Spuren alter Zeiten und du überklebst ganz schnell alle, denn alte Zeiten waren längst vorbei.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

Und du bist nach wie vor allein.

Und du wartest, weil du hast nichts Besseres zu tun.

Und das Wasser beginnt zu kochen.

Der Himmel auch.

Du setzt dich an den Tisch. Den im Wohnzimmer. Gießt Tee auf. Sieben Tassen und deine.

Dann hörst du schon die Stufen zu deinem Geschoss bröckeln und knarren. Du hast Angst, das Zirbenholz könnte unter ihren stürmischen Schuhsohlen zerbrechen, weil es alt war wie du selbst. Du blickst unweigerlich zu den beiden Teetassen. Das Stampfen wird lauter.

Deine Gäste auf dem Weg.

Und mit ihnen kommt der Sturm.

Verliebte.

Er drückt sie grob gegen die Tür und mit dem Aufprall hört man es donnern. Und so wie sie beginnen zu kichern, werden sie vom prasselnden Regen übertönt. Seine Hand packt sie an der Hüfte, sie schlägt ihm ihre Krallen in den Hals. Und sie beginnen zu tanzen. Mit jeder Drehung heftigerer Wind. Sie tanzen im Zentrum eines Sturms. Sie hecheln so laut, atmen etwas Grobes ein. Der Duft von aufgewühlter Erde steigt ihnen im Stiegenhaus in die Nase und die Unstimmigkeit dieses Satzes fällt ihnen nicht einmal auf. Weil sie sich nur um den Körper neben sich scheren. Ja, weil sie verliebt sind. Der eine Knochentänzer in den nächsten. Ihre wilden Skelettmäuler klappern. Sie lachen. Wie die wilden Knochentänzer, die sie nun mal waren. Und sie können nicht aufhören zu lachen, so wie sie eine nächste Drehung machen und der Regen das Holz hinunterläuft.

Die Tür öffnestest du doch nicht, weil du ihre Schritte ohnehin hören kannst. Und ihr Lachen. Dazu musst du keine Tür aufmachen. Und du weißt, würdest du die Tür jetzt öffnen, würde niemand mehr tanzen. Und du wärst allein. Also setzt du dich wieder, lauscht dem Regen und siehst aus dem Fenster. Keine Wolken am Himmel. Aber die Luft, sie knistert. Keine Wolken. Und der Regen wird leiser, das Donnern vergeht, die Schritte verschwinden. Die Knochentänzer tanzen. Und bei dir, da ist es sonnig. Und sie sind irgendwo, wo der Regen fällt. Sie sind der Sturm, tanzen im Angesicht einer vergessenden Welt und im nächsten Moment haben sie schon nie existiert. Denn sie schreiben eine Geschichte, die von Wind und Regen davongetragen wird.

Es klopft nicht.

Du setzt dich an den Tisch und nimmst einen Schluck.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

Der Tee schmeckt süß, aber nicht so süß wie sonst. Und das Rot ist irgendwie auch weniger lebendig. Und ehe du noch etwas findest, das du an dem Getränk vor dir auszusetzen vermagst, wirst du von Rascheln und Keuchen aus deinen Gedanken gezerrt.

Jemand schnaubt. Und dann hörst du es scheppern, auf der anderen Seite der Tür.

Und das Mädchen – anzugslos, weil sie nicht in einer grauen Welt leben will;

Sie fängt Feuer. Sie ertrinkt.

Sie wird nicht alt, sie bleibt ein Kind.

Und ihre Regenwasseraugen durchbohren Herzen. Sie plärrt aus einem wunden Hals, ihre Stimme zerscheppert. Splitterkehle. Und sie schreit. Bis sie die ganze Welt erreicht. Denn;

Die Freiheit brennt.

Und ihr Herz entzündet Seelen; die Flammen springen über, auf deine Tür.

Eine Seele befreit, ja, dann sind sie zu zweit. Und sie fliehen durch den Wald. Sie sind Fangenspieler. Abends singen sie dann leise Lieder, nur für die Sucher bestimmt. Und ihre Stimmen werden mehr. An der Spitze steht ein Kind. Sie singt ein Lied von Fichten und vom Tod. Von Freiheit und von Not. Sie singt nicht mehr allein. Und am Morgen steht sie vor den Anzugträgern, sie können noch so mächtig sein. Aber solange die Freiheit brennt, wird das Mädchen niemals leise sein.

Und du summst in deinem Kopf leise dieses Friedenslied, und ein paar Töne gleiten über deine trockenen Lippen. Dein Hals schnürt sich zu und du bleibst still. Du widerstehst der Versuchung, deinen Kopf gegen das von den Freiheitsflammen gewärmte Holz zu legen und gehst zurück zu deinem Tee, der wieder etwas von seiner Farbe verloren hat. Er schmeckt fad, sagst du dir.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

Und von draußen hörst du die Sonne untergehen. Und du hörst, wie sich stauende Münder öffnen. Und du hörst, wie Blumen sprießen. Und du hörst, wie Sterne leuchten. Du hörst sie.

Weil sie zwischen Zeilen leben, da wo die Luft so dünn ist, als stünden sie auf dem höchsten Berg der Welt, wo es pfeift und wo sie dem tiefblauen Himmel dabei zusehen, wie der Tag zur Nacht wird und der Himmel zur See. Der Wind in ihren Gesichtern und das damit einhergehende Haarwirrwarr lässt sie erst begreifen, dass die Zeit doch nicht stehen geblieben ist. Und sie lauschen den kleinen Dingen. Den geheimen Dingen. Denen, die keiner sonst sieht. Und sie schmecken den Himmel auf ihren Zungen und strecken die Arme gen Wolken. Der Wind pfeift. Sie spüren, und du lauschst.

Aber du willst es nicht nur hören. Du willst es sehen. Doch die Türe, die bleibt zu. Weil es klopft ja nicht. Draußen im Gang kein Licht und du weißt nicht, ob da noch jemand über Dunkelheit staunt, oder ob du bereits wieder alleine bist. Und die Türe, die bleibt zu.

Und dein Gehör ist nicht mehr das, was es mal war und du setzt dich wieder, nimmst einen Schluck und du fragst dich, ob du vergessen hast, den Tee zu zuckern. Weil er nicht mehr das ist, was er mal war.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

Gelockt von sanftem Schall. Von Prasseln in Andante und Mezzopiano. Durch altes Mauerwerk getrübt. So gehst du einen Schritt. Nach vor. Weil du mehr hören willst. Und gehst weiter. Bis du einmal mehr unmittelbar vor der Türe stehst. Deine von Poren übersäte Nasenspitze berührt beim Einatmen leicht das Holz. Du schließt die Augen und hältst die Luft an.

Er atmet so tief ein. Und dann schließt auch er die Augen. Seine Finger zierlich, wie sie über den Flügel gleiten. Ein zimperliches Spiel. Blaue Töne. Himmelblau. Kobaltblau. Königsblau. Blaue Töne verklingen in der Stille. Sein Blut beginnt zu kochen.

Ein roter Ton.

Das Klavier versinkt im Boden. Er spielt in orange, in blutrot. Ein sonnengelber Ton. Weil die Hoffnung auf ein Morgen hat er noch nicht lebendig begraben. Grünes Zwischenspiel. Er verirrt sich in seinem Kopf. Seine Hände werden schneller. Er läuft in Gedanken durch dunkle Wälder, Nadelbäume, das Gras ist kalt unter seiner Haut.

Ein roter Ton.

Er vergräbt sich selbst in der Erde. Er atmet nicht mehr. Seine Augen sind geschlossen. Die Töne schallen dumpf durch den Dreck. Und seine Hände werden blau. Himmelblau. Langsamer. Kobaltblau. Noch langsamer. Königsblau. Er setzt seine Krone auf. Seine blauen Finger zittern dabei. Dann steht er auf und verlässt mit geschlossenen Augen die Bühne. Erst danach wagt er es, wieder zu atmen und wieder zu sein.

Du noch immer allein. Öffnest langsam deine Augen. Und du betrachtest deine Hände, deine Finger, deine Nägel. Aber sie sind nur faltig und nicht bunt.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

Und der Tee schmeckt bitter, wie du wieder nicht die Tür aufmachst. Und er, der Tee der anderen, ist tiefrot und deiner, der ist farblos. Als wäre es bloß Wasser. Aber er schmeckt bitter. Und der Dampf, der aufsteigt, verteilt sich im ganzen Raum. Rauch aus dem Türspalt. Du hörst ihn rattern. Den Zug. Und bei ihm ist immer sie.

Die Reisende, die entgleisende Zukünfte nur so belacht.

Wie es ihr Spaß macht, ins Irgendwo zu lächeln und zu sagen „Alles wird gut.“

Der Raum erstickt in Rauch. Der Himmel auch. Ein schriller Ton zerreißt jede letzte Form von Ruhe auf der anderen Seite der Wand. Und die Tore öffnen sich lautstark, verkünden die Ankunft im Hier und die Abfahrt ins Jetzt, aber deine Tür bleibt zu.

Sie sitzt schon im Zug, der Rucksack unter ihrem Sitz. Gelegentlich streift sie ihn mit dem linken Knöchel, nur um sicher zu gehen, dass er noch da ist. Das Fenster zieht an ihr vorbei und die Welt lauscht ihr gespannt. Sie dreht sich weg. Denn sie will mit der Welt nicht reden. Stattdessen quasselt und lacht sie mit der Frau, die neben ihr sitzt. „Ich? Ich fahr in den Norden. Keine Ahnung, wohin genau. Aber der Norden soll's sein. Und dann in die Berge.“

Und verträumt lauscht sie dann einem jeden, der nichts zu sagen hatte. Die Welt verlor ein Kind und das Mädchen versank in Träumen.

Sie kam nie vom Norden zurück.

Doch ihre Geschichte tat es.

Denn an jenem Tag, als das Mädchen für immer verschwand, erzählten viele von einer einsamen Abenteurerin, gepackt vom Rausch des Lebens und dem Wunsch nach Freiheit.

Sie war eine Wölfin.

Sie war ungezähmt.

Sie war frei, als sie verschwand.

Er hält die Tasse in seiner Hand. Und hört das leise Rattern eines langsam davonziehenden Zuges auf rostig alten Schienen, die Spuren alter Zeiten aufwühlend. Aber alte Zeiten waren längst vorbei. Und das Mädchen längst verschwunden. Du zitterst, hast einmal mehr von deinem Tee getrunken. Abermals ein Schluck.

Der Tee schmeckt nach nichts.

Eine Träne bahnt sich ihren Weg über faltige Haut, an der die Zeit nicht spurlos vorbeigegangen ist. Und du schluchzt, den Tee stellst du wieder auf den Tisch, vergräbst das Gesicht in deinen Händen. Du weinst bitterlich.

„Du hast deine Tür nie aufgemacht.“

Die Augenbrauen so weit hochgezogen, die Lippen aufeinandergepresst, es schmerzt. Aber du siehst auf. Und die Reisende grinst dich an. Und ihr Gesicht ist verhraucht und ihr Körper verwuchert.

„Warum?“

Sie fragt es, als wüsste sie die Antwort. Als stünde sie in großen Lettern auf deiner Stirn geschrieben. Sie fragt es, ohne zu fragen.

„Warum?“

Und deine Haltung ist nicht aufrecht und nicht stolz, weil dein Recht hast du verloren und deinen Stolz hast du erhängt. Du das komplette Gegenteil der Freien. Kind und Greis an einem zeitlosen Ort, an dem die Zeit nur so vorbeizieht.

Die Wellen, die toben, toben heute und gestern gleich.

„Weißt du... Mit der Zeit wird „Mit der Zeit“ so furchtbar leicht zu sagen. Und irgendwann sagt man nur noch irgendwann und dann hört man auf zu fragen. Und irgendwann wird dieses irgendwann zu einem irgendwer und dieser irgendwer wird zu jedem, nur nicht zu einem selbst. Und irgendwann wird dieser irgendwer irgendwie alles getan haben. Und du freust dich für irgendwen und sagst „irgendwann bin ich genauso“. Mit der Zeit, da glaubst du dann an deine Lügen. Aber du täuschst niemanden, außer dich selbst. Leiser und leiser der Gedanke der Freiheit. Und mit der Zeit vergeht er, ohne dass du es bemerkst und ehe du dich versiehst, ist dieses irgendwann zu einem nie geworden und du sitzt in deinem gemütlichen Gefängnis, das du selbst zuhause nennst, fest. Und du hast schon längst aufgehört zu fragen. Weil mit der Zeit wird „Mit der Zeit“ so furchtbar leicht zu sagen.“

Deine Finger halten inne und du siehst auf. Das Zimmer leer. Dessen Wände alte Farbe haftet wie die klebrigen Reste deines Tees am Porzellan. Der Heizkörper ist weiß.

Und der Abenteuergeist hatte für dich und deine Entschuldigungen keine Zeit, und auch sonst keiner. Weil du dich in Ausreden verschüttest, während sie einfach sind. Die Geister. Die „Was wäre wenn“. Die „Ich hätte so gerne“. Die „Wir leben um zu sein“.

Du nimmst die Tasse, trägst sie in die Küche, wo du sie unters heiße Wasser hältst. Das Porzellan presst sich unangenehm gegen deine faltige Haut. Deine Finger verbrennen. Du stehst in der Küche und wäschst ab.

Und der Tee der anderen wird kalt.

Tropfen

HIBA AKYOL

1.

Es regnet. Du stehst einfach nur da am Fenster und schaust raus. Das machst du öfter, vor allem, wenn es regnet. Wieso, weiß ich nicht. Ich weiß vieles nicht, aber du bist ja da. Langsam gehe ich auf dich zu und mit jedem Schritt, den ich näherkomme, drehst du dich mehr zum Fenster. Spielst mit der Kette um deinen Hals und auch meine Hand tastet meinen Hals nach etwas ab, woran ich mich festhalten kann. In der Stille um uns herum vernehme ich unser Lied.

2.

Die Regentropfen perlen ab, an der Scheibe. Du verfolgst einen besonders kleinen und zeigst darauf. Sagst mir, dass wir ihn verfolgen werden. Dass das wichtig ist.

Die Scheibe ist kühl, als wir unsere Finger auf sie legen. Als wir den Weg des Tropfen nachfahren, mal langsamer, mal schneller. Doch der Tropfen rutscht in die Bahn eines anderen und wir verlieren ihn. Unsere Finger kommen unschlüssig an der Scheibe zum Stehen, meine den deinen so nah.

Du wendest dich ab, mir zu und diesmal sehe ich den Tropfen auf deinen Wangen zu. Strecke meine Finger aus, um ihre Spuren nachzufahren, aber du schreckst zurück und sagst, dass ich nicht verstehen würde. Dass der Tropfen versagt hätte, dass alle versagen werden.

Ich drehe mich zurück zur Scheibe und will nochmal ansetzen, einem anderen Tropfen folgen, hoffe, dass du zurückkommst, aber das tust du nicht, das tust du nie.

Und trotzdem warte ich.

Ich warte, bis der letzte kleine Regentropfen in der Spur eines anderen aufgeht. Verschluckt wird. Jetzt verstehe ich, was du meintest.

3.

Es ist spät, als ich dich wiederfinde.

Du sitzt einfach nur da und starrst an die Wand, das Fenster in deinem Rücken. Das Licht des Halbmondes scheint wie ein Scheinwerfer herein, wirft deinen Schatten zu Boden. Ich setzte mich neben dich und schaue auch an die Wand, versuche zu finden, was du siehst. Mir laufen Tränen aus den Augenwinkeln, so sehr starre ich und spüre nicht, dass du dich zu mir drehst. Erst als du deinen kleinen Mund öffnest und mich aus meiner Starre schreckst, bemerke ich es.

Du musst aufhören, sagt du. Hörst du? Ich nicke, eifrig. Hauptsache, du redest weiter. Meine Augen kleben an deinen Lippen, meine deine Worte lautlos mitformend. Fasziniert. Du beißt dir auf deine Unterlippe und ich tue es dir gleich, spüre etwas Warmes an meinem Kinn herunterlaufen. Doch es ist mir egal, ich will dir zeigen, dass ich schnell lerne, dass ich gut bin. Deine Stimme wird nun lauter, als du weiter sprichst, du tobst und schreist und fuchtelst herum. Ich mache es dir nach, möchte beweisen, was ich kann.

Du verstehst es immer noch nicht, flüsterst du jetzt, tränenerstickt, und auch ich weine, weil du weinst.

Nein, sage ich, ich verstehe, ich habe gesehen, wie jeder Tropfen versagt hat. Und schau, ich weine.

Deine Tränen versiegen jetzt und du wischst dir ihre Spuren von den Wangen, mit geschlossenen Augen. Will es dir gleichtun, aber ich kann nicht.

Ich muss dich doch sehen, um zu leben. Also flehe ich dich an, die Augen zu öffnen. Aber du weigerst dich, weigerst dich noch immer.

Und obwohl wir beide hier sind, spüre ich, dass du mir verloren gehst, wie die kleinen Regentropfen an den Scheiben.

Die Person gegenüber / Wien, 2. November 2020

SARAH BAHMOU

Die Person gegenüber.

Wien, 2. November 2020

Es gibt Tage, an denen schaue ich mir lieber ins Gesicht als heute.

Ich habe heute versucht, allein ein Lied zu singen, und geweint habe ich.

Es gibt Tage, an denen sehe ich sie wirklich, die Person gegenüber, kann sie erkennen, heute ist keiner davon. Ich weiß nicht wer sie ist.

Ich hatte einen Plan für den Tag, aber ich konnte nicht. Es hat dann wieder weh getan.

An diesen besonderen Tagen nämlich, wenn wir uns wirklich in die Augen und durch sie hindurch noch weiter ineinander schauen, fühle ich, wie wir uns verstehen.

Vielleicht würde man es gar nicht weh tun nennen. Nur irgendetwas breitet sich aus, von der Mitte des Körpers aus.

Oft wünschte ich, dass viele Tage mehr mit diesem Verstehen gefüllt wären. Dass Tage voller Momente, in denen die Person gegenüber und ich, wir, eins sind, ständig vorkämen.

Das, was sich ausbreitet, ist ein Schmerz, denke ich. Dieser Schmerz in der Mitte ist nicht nur meiner.

Gestern war ich auf der Straße, nicht nur ich, viele. Ich hatte eine Blume in der Hand, viele Lichter. Dann habe ich mich hinunter gebeugt zum Boden, zum Grund, und ich habe sie dort gelassen die rosarote Blüte, dort am Boden, am Grund, bei ihnen, die nicht mehr bei uns sein können, sie bleiben dort.

Jetzt gerade aber sind wir ganz weit weg voneinander, sie und ich. Selbst wenn ich sie anstarre, flehend danach etwas zu sehen in ihrem Gesicht, bleiben die Augen leer, grün, aber leer.

Viele Lichter, viele Blüten am Grund. Auch viel Schmerz aus vielen Mitten. Ich ging dann, weil es drückte etwas immer fester, presste sich gegen die Innenwand meines Selbst, meiner Gedanken, meiner Mitte. Es war das Ächzen, das Traurigsein der anderen Herzen, glaube ich. Also machte ich kehrt, fuhr die Rolltreppe hinunter und dann erreichte das Pressen gegen die Mitte seinen Höhepunkt, erlag meinem Widerstand und ließ nach. Sanfte, hauchdünne Tränen fand ich auf meinen noch kalten Wangen.

Manchmal können die grünen Augen auch weinen. Zuerst weinen ihre, dann meine. Oder umgekehrt oder gleichzeitig. Wenn die zarten Tropfen aus den grünen Lichtern fallen, da fühlen wir beide etwas, gemeinsam. Etwas traurig Schönes, etwas Bittersüßes.

Kann ich verstehen was passiert ist, fragen mich die feuchten Augen dann. Ich kann ihnen darauf nichts antworten. Aber eines weiß ich: nicht nur die rosarote Blüte habe ich dort gelassen am Boden, am Grund, bei den Lichtern, bei ihnen, auch ein Stück, ein Bruchteil meiner Mitte bleibt nun da. Zusammen mit anderen Bruchteilen werden sie dort eine neue Mitte bilden, das weiß ich, darauf muss mir niemand antworten.

Das Bittersüße, entsprungen aus den grünen Augen, will ich greifen können. Heute schaue ich mir ins Gesicht, auch wenn es Tage gibt, an denen ich das lieber tue. Und ich kann sie nun doch sehen, ein bisschen.

Sie, die Person gegenüber, deren Arme kraftlos hängen, so wie meine jetzt, deren Beine standhaft sind, aber heute durch den leichtesten Stoß ins Taumeln geraten könnten, so wie meine heute, deren Augen grün sind und bittersüß sein können, weil es eben meine sind, sehe ich klar vor mir.

Ich starre Ich an. Dazwischen nur das spiegelnde Glas, das uns trennt, in einem seltsamen Bann befinden wir uns, vereist, versteinert. Der kalte Blick hält so lange, bis aus dem bittersüßen Grün ein Tropfen kullert.

Ich und mein Ich gegenüber, wir sehen uns jetzt endlich, wahrlich, aus unseren grünen, traurigen, schönen Augen an und wissen, dass wir ewig sind.

Auf der anderen Seite ist das Gras auch nicht grüner.

ANNA BAUER

Die Nacht verblasst bereits, als Magret die Küche betritt. Der Alte sitzt noch immer in Latzhose und Gummistiefeln auf der Bank beim Küchentisch, genau dort, wo sie ihn vor ein paar Stunden zurückgelassen hat. Vor ihm steht ein leeres Kaffeehägerl, es wird nicht die einzige Tasse Kaffee gewesen sein, die er während des Wartens getrunken hat. Und trotzdem ist er eingenickt, der Alte, den Kopf gesenkt, die Arme verschränkt, der Atem keuchend, grollend. Magret bleibt mitten in der Küche stehen, unsicher, ob sie ihn wecken soll, er sieht so friedlich aus. Aber ihn einfach sitzen zu lassen, das kann Magret auch nicht. Weil er sich dann später wieder nicht bewegen können wird, weil sich die Schmerzen auf seine Laune schlagen werden. Und weil er doch bloß gewartet hat, der Alte, auf Magret. Sag mir Bescheid, hat er zu ihr gesagt, sag mir Bescheid, wenn du aus dem Stall zurückkommst. Eigentlich hat er mitkommen wollen, mit in den Stall zur Kälbergeburt, aber das Kreuz hat so geschmerzt und die Hüfte erst recht. Noch nie zuvor ist ein Kalb ohne den Alten auf die Welt gekommen.

Ich bin zurück, sagt Magret, noch bevor sie es sich anders überlegen kann. Sie sagt es in die dämmernde Stille der Küche hinein, nicht zu laut, nicht zu leise. Der Alte reagiert nicht. Magret ist froh, beinahe. Später kann sie dem Alten erzählen, dass sie versucht habe ihn zu wecken und dass er einfach weitergeschlafen hat. Dass sie alles probiert habe, der Alte muss ja nicht wissen, wie wenig *alles* für Magret ist. Solange er schläft muss Magret nicht nachdenken, wie es weitergehen wird mit dem Kalb, solange er schläft ist alles gut. Gerade will sie sich umdrehen, will ins Bad gehen und sich aus den dreckigen Stallklamotten schälen, da nuschelt der Alte plötzlich: Und?

Magret zuckt zusammen.

Die Augen des Alten sind noch nicht ganz offen, Magret erkennt rotgeplatze Äderchen auf weißen Augäpfeln. Er zuckt und gähnt. Und? Seine Augen bohren sich in Magret, sie wiegt sich hin und her, versucht dem Blick zu entkommen. Alles gut gegangen, antwortet sie, Alois hat mir geholfen. Aber er ist schon wieder heimgefahren, die Tierarztpraxis sperrt heute früh auf. Der Alte nickt, er mag Alois. Magret weiß das. Was ist es geworden?, will der Alte schmatzend wissen.

Sie hätte wissen müssen, dass er fragen wird, es ist die einzige Frage, die zählt, wenn eine Kuh kalbt. Magret wünscht sich, sie müsse keine Antwort geben. Nicht heute, nicht morgen, nicht die nächsten Jahre. Nie.

Ein er, sagt Magret, ein Stier.

Kurz blickt sie der Alte an, dann sinken seine Schultern herab. Die Bedeutung dessen steht ungesagt zwischen ihm und Magret. Ein paar Wochen am Hof, ein, zwei Monate vielleicht. Dann ein quietschender Tiertransporter, ein wenig Geld. Und ein Stier weniger auf dieser Welt.

Auf diesem Hof gibt es nur Milchkühe, so war es schon immer.

Der Alte reibt sich die Augen, versucht aufzustehen, die Hände auf den Küchentisch gestützt. Ich werde gleich morgen den Metzger anrufen, beschließt er nüchtern, fragen, ob er ihn in ein paar Wochen nehmen wird. Sonst müssen wir jemand anderen finden. Heute kauft ja kaum jemand mehr Vieh zu einem angemessenen Preis.

Die treuherzigen Augen des Kalbes, der laute Seufzer, mit dem es zum ersten Mal Leben gekostet hat, sein warmes Fell – Magrets Welt beginnt sich zu drehen. Küchenfenster, Abwasch, Ofen, Tür. Sie zieht einen Küchenstuhl vom Tisch weg und fällt darauf, die Beine geben einfach nach. Magret bricht ein ungeschriebenes Gesetz, sie setzt sich trotz dreckiger Stallkleidung auf den Stuhl. Der Alte sagt nichts. An jedem anderen Tag wäre das ein Triumph für Magret gewesen.

Seine Haut ist faltiger geworden, bemerkt sie, über das linke Augenlid hängt schlaffe Haut. Sie atmet tief ein. Nein, bricht es aus Magret heraus. Nein. Vielleicht ist es die Müdigkeit, vielleicht die Erschöpfung. Magret sieht erstaunt aus, überrascht davon, dem Alten widersprechen zu haben. Nein, erwidert sie, das kannst du nicht machen.

Der Alte lässt sich zurück auf die Bank sinken. Es geht nicht anders, das weißt du. Seine Stimme klingt hart, abgehärtet. Magret beobachtet ihn aus dem Augenwinkel. Ich habe gespart, beginnt sie zögerlich. Seine Augenbrauen furchen sich zu zwei grauweißen Strichen. Ich habe gespart, weil ich weiß, wie teuer es ist, ein Tier zu behalten, das einem kein Geld einbringt. Wir können ihn hierlassen, hier bei uns. Am Leben. Es muss nicht immer so sein. Wir können.

Weiter kommt Magret nicht, da schlägt die Faust des Alten schon wütend auf den Tisch. Fast wird sie überrumpelt von seiner Reaktion, fast, aber Magret kennt ihn und sie kennt seine Art. Wir haben das schon immer so gemacht, sagt er oft, wenn sie neue Ideen hat, und es hat gut funktioniert, und dann wird er wütend auf sie. Der Gott, zu dem hier auf diesem Hof gebetet wird, ist die Tradition.

Wir können es doch versuchen, flüstert Magret, senkt den Blick zur Tischplatte. Dort wo mittags das heiße Geschirr steht ist das Holz aufgequollen. Nein, faucht der Alte, nein. Das können wir nicht. Nicht heute und nicht morgen und einfach gar nicht. Wenn wir den einen Stier dabehalten, dann können wir auch den nächsten dabehalten, ich kenne dich. Und außerdem würde es ohnehin nichts ändern, rein gar nichts würde es ändern. Außer Sorgen machen, das würde es. Und was willst du tun, wenn das Geld aus ist? Oder wenn das Vieh einen Tierarzt braucht? Stiere können alt werden. Und wo willst du ihn hingeben? Zu den Kühen können wir ihn nicht dazu. Was macht denn ein Stier so ganz alleine auf der Wiese, das ist doch auch kein Leben.

Der Alte verstummt so abrupt, wie er begonnen hat, schüttelt den Kopf, gähnt. Er hält sich keine Hand vor. Magret sieht, wie sich in seinem Mund Spuckefäden ziehen. Dann steht der Alte auf, so als wäre

das alles erledigt, so als ob sie sich gerade darüber unterhalten hätten, ob es morgen Mittag Suppe geben soll.

Aber, versucht Magret, aber. Der Stier kann ja auch nichts dafür. Dass unsere Welt so funktioniert. Sie kaut auf ihrem Daumennagel, er schmeckt nach Stall und Dreck. Der Alte schweigt, so als wären ihm die Worte ausgegangen. Magret stellt sich vor, dass er früher auch so war wie sie. Dass er versucht hat, die Kälber zu retten, damals, als er noch jung war. Und dass er kaputt gegangen ist am System.

Der Alte hustet, hart und keuchend. Es geht nicht, meint er schließlich, mit dieser Stimme, bei der man weiß, dass es sinnlos ist, noch zu diskutieren. Das Thema ist abgehakt. Aus. Ende.

Magret fällt ein, mit wie viel Freude der Alte sonntags das Kalbsgeschnetzelte beim Wirten verdrückt.

Sie würgt, versucht es in einem Husten zu verbergen. Der Alte merkt nichts, sondern schlurft an ihr vorbei zur Küchentür. Magret sieht, wie sehr sein Rücken schmerzt. Sie hat kein Mitleid mit ihm. Ich gehe schlafen sagt er, das solltest du auch tun. Jetzt steht er hinter ihr. Magret springt auf, dreht sich wütend zu ihm um. Sein Atem stinkt nach Kaffee und Alter.

Er heißt Ferdinand, probiert Magret, es ist die Verzweiflung, die aus ihr spricht. Der Alte gibt den männlichen Kälbern keinen Namen, nie. Es ist leichter jemanden gehen zu lassen, den man nie gekannt hat, pflegt er zu sagen. Magret sieht die Wirkung des Gesagten, sieht es in seinen Augen, sieht es in seiner Haltung.

Sie und der Alte stehen einander nun gegenüber, starren sich an. Es ist ein Wettkampf, darum wer stärker ist, er oder sie. Gleich krachen Schädel und Schädel aufeinander, wie bei Stieren. Wir sind bloß zwei Menschen, denkt Magret, aber den Kühen nicht so fremd.

Das Kalb hat keinen Namen zischt der Alte schließlich, Spucke regnet auf Magret herab, aber sie widersteht dem Drang, sie wegzuwischen.

Das Kalb hat keinen Namen. Nicht solange es in meinem Stall steht. Und überhaupt: Es ist besser so, was will ein Stier hier? Es wird ihm nicht gut gehen.

Der Alte lässt Magret stehen, verlässt die Küche. Sie hört, wie die Holzterrasse unter seinem Gewicht knirscht, als er in sein Schlafzimmer geht.

Das stimmt nicht, ruft sie ihm nach. Auf der anderen Seite ist das Gras auch nicht grüner. Und wie kannst du entscheiden, wer ein Recht darauf hat zu leben und wer nicht?

Aber das hört der Alte schon nicht mehr.

Draußen ist es Tag geworden und Magret weiß: Der Tiertransporter wird kommen und der Stall wird wieder um ein Tier leerer sein und das Leben wird weitergehen, so als ob nichts gewesen wäre. Zumindest für den Alten wird es so sein.

Nemesis

KATHARINA BOGNER

Auf jedem Schritt kann ich es spüren, bemerke, dass ich davon verfolgt werde, egal ob ich versuche, es abzuschütteln; es ist zu tief in meinem Empfinden verankert, um es zu ignorieren. Ich stolpere häufig, weil das Gewicht so schwer auf meinen Schultern liegt, und ich kämpfe mich nach jedem Fall wieder auf die Beine, rede mir ein, dass es nicht so schlimm ist, dass ich damit leben kann, dass ich mich einfach weiter anstrengen muss, um es irgendwann zu überkommen.

Ich bin zu leichtgläubig gewesen, zu positiv gegenüber dem, was mich erwartet hat.

Obwohl es nicht lange her ist, habe ich das Gefühl, dass Ewigkeiten vergangen sind, seit ich mich das letzte Mal frei gefühlt habe; ich kann mich kaum daran erinnern, wie es ist, ohne diese Last zu leben. Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn ich mich von dir ferngehalten hätte, wenn ich dir nie vertraut hätte. Du bist immer für mich da gewesen und ich habe mich dir irgendwann einfach anvertraut, weil ich mich danach gesehnt habe jemanden zu finden, der so ist wie ich, der meine Eigenarten versteht und meine Interessen teilt, der mit den Worten, die in meinem Kopf im Chaos hin und her toben, etwas anfangen kann und sie beruhigt, anordnet, das Beste aus ihnen herausholt. Es hat sich damals so unbeschwert angefühlt, diese Entscheidung zu treffen, genauso leicht, wie ich sie nun bereuen kann.

Statt mich zu befreien, hast du mich nur für eine Zeit lang gezähmt, wie ein wildes Tier in einem Käfig gehalten und darüber geschmunzelt, dass ich mich nie gewehrt habe.

Wenn ich mit dir über das gesprochen habe, was mich begeistert, da konnte ich es spüren; wie ein Flattern in meiner Brust, eine Leichtigkeit, die meinen ganzen Körper erfasst, um mich hoch in die Wolken zu tragen. Dass es eine Illusion ist, wusste ich zu dem Zeitpunkt nicht;

ich war zu überrascht davon, dass mein Weg mich zu dir geführt hat, und dass du genau meinen Erwartungen entsprachst. Nur ein Wort von dir und ich hätte alles tun können, sollte es noch so unmöglich klingen, sollte es mich bis an meine Grenzen bringen, sollte ich bei dem Versuch, dir gerecht zu werden, kaputt gehen.

Ich weiß nun, wie es sich anfühlt, wenn der Verstand einen Sprung bekommt, als handele es sich dabei um Glas; ein Spiegel meines Innenlebens, der Risse bekam, aus dem einzelne Splitter fielen, wann immer ich einen Schlag einstecken musste, den ich nicht erwartet hätte. Von Anfang an habe ich nie damit gerechnet, dass es mich schmerzen könnte, dass du mir wehtun würdest, sobald ich deinen Ansprüchen nicht mehr gerecht wurde. Aus einem spontanen Moment heraus, der zu unserer Begegnung führte, schöpfte ich meine Kraft; schließlich war ich so überzeugt davon, dass du mir Flügel verleihst, weil du doch meinen Mut symbolisierst. Ohne diesen wäre es mir unmöglich gewesen, dich kennenzulernen, nicht wahr?

Aber ich war nicht mutig, nicht ein einziges Mal in der Zeit, die ich mit dir verbracht habe.

Mit jedem Tag ist der Druck größer geworden; die Zweifel in meinem Inneren verstärkten sich und das Chaos in meinem Kopf wollte sich einfach nicht beruhigen, egal wie sehr ich dir vertraute, egal wie viele schöne Worte du mir geliefert hast, damit ich vergessen konnte, vergessen wo ich bin, wer ich bin. Meine eigene Identität ist nicht wichtig in den Tiefen, die du mir aufzeigtest, von denen ich mich verschlingen lassen sollte und auch bereit war, es zu tun, für dich, für deine Anerkennung allein.

Du holst mich, wenn du mich brauchst; du bist auf mich angewiesen, wie ich auch auf dich. Wir gehen zusammen durch dick und dünn, durch Chaos und Ruhe, sammeln unseren Mut für unzählige Abenteuer, und wenn es soweit ist, dann gehen wir gemeinsam unter, ganz tief zum Boden des Abgrundes hinab. Ich habe nicht begriffen, dass das kein Ort für mich ist; du wolltest mich mit dir dorthin nehmen, sobald du mich ausgenommen hattest, aber dafür war ich blind.

Immerhin habe ich dir vertraut, dir und all deinen Worten, Beschönigungen und Kritiken.

Schlichtweg allem, was du an mich gerichtet hast.

Mir ist kalt gewesen, in manchen Nächten, und dann konnte ich mich mit deiner Hilfe warm halten; nur Sekunden lauschte ich dem, was du mir sagtest, was du aus meinen wirren Gedanken machtest, und mir ist heiß geworden, ganz fürchterlich, als würde ich verbrennen. Das ist Glück gewesen; das hat mich zu dem gemacht, was ich damals war. Du hast mich mit dem gefüttert, was ich hören wollte, nur mit hübschen Formulierungen, die mein Verstand kaum alle aufnehmen konnte, als Lügen entlarven konnte, weil es immer zu viel war, um damit fertig zu werden.

Ich habe mich davon gefordert gefühlt, wertgeschätzt, ermutigt, mich noch mehr anzustrengen; es ist mein Ziel geworden, dass du weiter und weiter fortfährst, bis ich mich sattgehört hätte. Dein Lob hat mich zeitweise übermütig werden lassen und viel zu selbstsicher, ohne darauf zu achten, wo meine Schritte mich hinführten, darauf, dass die Schatten angesichts des Rampenlichts, das du mir gewährt hast, immer länger wurden. Plötzlich war keine meiner Ideen mehr ungenügsam und ich verließ mich darauf, dass du mich weiterhin stützen würdest, egal wie hoch es sich noch schrauben würde; du bist an meiner Seite geblieben und hast mich immer wieder darin bestätigt, dass ich auf dem richtigen Weg bin, dass ich das Recht habe, mich über Erfolge zu freuen, dass ich einfach ignorieren sollte, wie nah ich am Rande eines dunklen Lochs stehe, in das du mich jederzeit stoßen kannst.

Letztendlich bist du nicht für mein Glück verantwortlich gewesen, niemals.

Von allen Seiten habe ich es gespürt, den Druck, den Hass, die Steine, die den Spiegel eingeworfen haben, bis die Scherben mich so zerschnitten hatten, dass ich flüchtete; ich habe mich versteckt vor dir, weil du mir nicht die Wahrheit gesagt hast, mich angelogen hast. Meine Zweifel haben nicht über deinen Einfluss gesiegt, sodass ich nie zu dem Schluss gekommen wäre, dass du eifersüchtig auf mich gewesen bist, die ganze Zeit über. In jeder deiner Taten habe ich Unterstützung gesehen, in

jedem Satz Liebe vernommen, während du eigentlich in jeder meiner Handlungen nach Fehlern gesucht hast, darauf gewartet hast, dass mir die Worte ausbleiben und du dazu kommst, mir all deine Abneigung geballt ins Gesicht zu schreiben.

...Und ich konnte meine Ohren nicht vor deinem Unmut verschließen.

Mir ist nichts anderes übriggeblieben, als dir zu lauschen, tonlos, ausdruckslos, gefühllos, weil alles mit meinem Verstand zersplittert ist und ich mich nicht daran erinnern konnte, was ich hätte erwidern sollen. Stattdessen habe ich dir stumm Recht gegeben und in meinem Inneren nach all den Fehlern gesucht, die du mir vorgeworfen hast; obwohl ich solche nie zuvor entdeckt hatte, häuften sie sich nun und trugen zu den Änderungen bei, die ich durchmachen musste.

Eine Reihe von Ereignissen, Beeinflussungen, Suche und Findung, bis ich irgendwann den Punkt erreichte, an dem ich jetzt stehe. Auf jedem Schritt kann ich dich spüren, höre, was du mir zuflüsterst, egal ob ich am liebsten taub dafür wäre. Du bist überall präsent und doch nicht, weil du doch eigentlich zu unbestimmt bist, um zu sein; du bist der Geist meiner Vergangenheit, meiner Gegenwart und meiner Zukunft und in keiner Zeit wird es mir möglich sein, dich abzuschütteln. Du bleibst mir als das Gewicht auf meinen Schultern erhalten und ich trage dich mit mir, bis ich irgendwann in den Abgrund fallen werde, wo du hingehörst. Ich kann nicht ewig kämpfen, besonders nicht gegen dich; ich weiß, dass ich aufgeben werde, dass ich nicht damit leben kann, dass ich es nie komplett überkommen werde, solange du mich festhältst.

Du bist der Grund für meinen Übermut gewesen; du richtetest all deinen Unmut gegen mich, um mich zu Boden zu zwingen, um mich dir ähnlicher zu machen, weil ich mich nie gewehrt habe und dir verfallen bin. Obgleich du meine beste Unterstützung warst, bist du nun mein größter Feind, auch wenn ich das nicht offen zugeben kann; deine Worte mögen manchmal von Lob geprägt sein, aber ich kann dahinter nichts anderes mehr sehen, als versteckten Neid, verborgene Ver-

achtung für mich und das Chaos in meinem Kopf, den Wirbelsturm an Ideen, der mir gehört, von dem du aber gerne ein paar Worte abhaben würdest. Es ist mir unmöglich, mich dir vollständig zu entziehen, weil du noch immer einen Teil von mir ausmachst, den ich nicht zurücklassen kann, den ich nicht aufgeben kann, egal wie schwer es wiegt, egal wie schmerzhaft es ist, die Scherben einzeln aufzuheben und wieder zusammenzusetzen, um mich selbst zu retten.

Das Einzige, was du nie gewesen bist und auch nie sein wirst, ist der Grund für meinen Mut. Damit hast du absolut nichts zu tun; du hast auf diesen Teil von mir keinen Einfluss. Wäre das der Fall, hättest du ihn schon längst zur Strecke gebracht, damit ich dir weiterhin gefügig bleibe. Dass ich mich wehren konnte, beweist, dass ich dich übertroffen habe, dass ich ein Mittel an der Hand habe, das dir Angst einjagt, dich verscheuchen kann, wenn ich es richtig einsetze, zumindest für eine kurze Zeit, bis du dich wieder an mich hängst.

Das ist in Ordnung so.

Ich weiß jetzt, dass du meinen Wert nicht bestimmen kannst, nicht festlegen kannst, dass du meine Gedanken nie vollkommen verstanden hast und weder dazu in der Lage gewesen bist, sie zu ordnen, noch das Beste aus ihnen heraus zu kitzeln. Über das, was ich in deiner Präsenz tue, hast du keine Kontrolle, hattest du auch nie; bis ich das begriffen habe, hat es gedauert, doch nun ist es der Faden, an den ich mich eisern klammere, um zu überleben.

Du kannst mir nichts.

Du kannst mir gar nichts, solange ich mich festhalte.

Mich festzuhalten bedeutet, mich auf mich selbst zu verlassen.

Wenn ich eines von dir gelernt habe, dann die Tatsache, dass ich in dieser Welt nicht alleine bin, dass meine Stimme laut genug ist, um andere zu erreichen, genau wie deine aus zu vielen besteht, um dich als ‚du‘ zu bezeichnen, denn eigentlich bist du doch ein ‚ihr‘. Ihr seid nicht

fähig, mein Chaos zu steuern, und ich werde nicht zulassen, dass ihr noch schwerer werdet; bis zum Ende werdet ihr mich begleiten, wie ihr jetzt gerade seid, solange, bis ich nicht mehr kämpfe. Wir gehen zusammen entlang des Abgrundes, auf einem schmalen Grad, sehen die Welt durch unterschiedliche Wahrnehmungen und wenn es soweit ist, dann werde ich fallen, gemeinsam mit euch, dann werde ich einen Teil von mir aufgeben müssen, um euch ein für alle mal loszuwerden.

Das ist mein Mut, meine Kraft, der Entschluss, den ich nicht bereuen werde.



Ein gleichmäßiges Klappern durch die Nacht, zu leise, um störend zu sein, gerade laut genug, um an meine Ohren zu dringen.

Lautsprecher spielen leise Musik, auf die ich mich nicht konzentrieren muss, sondern die mir ermöglicht, mich auf etwas anderes einzulassen.

Die Augen huschen über den Bildschirm, Wort für Wort, Satz für Satz, Zeile für Zeile, Seite für Seite, den Text entlang; immer offen für Fehler, für Verbesserungen, für kleine Gedankenpausen.

...Und während ich das überfliege und korrigiere, was aus dem Chaos in meinem Kopf auf das virtuelle Papier geflossen ist, muss ich plötzlich wieder an dich denken, wie du lauernd über meine Schulter schielst, versuchst, einen Blick auf das Geschriebene zu erhaschen.

Mir fällt ein, wie du mich manchmal übermütig werden lässt, wie ich die Wunden deines Unmuts noch immer schmerzhaft in meinem Inneren verspüren kann, deshalb im Gleichgewicht bleibe.

An dieser Stelle muss ich lächeln und zucke mit den Schultern, um die Last zu vertreiben, die sich dort schon wieder breit gemacht hat; mein Blick findet den Zeiger der Maus, schwebend über einer Option, die ich lange Zeit als Segen, dann als Fluch, und mittlerweile gleichgültig betrachte.

Du hast nicht gewonnen, aber auch nicht verloren.

Die einzige Person, die dazugelernt hat, bin ich.

Ich kann siegen, ich kann mutig sein.

Ohne zu zögern bestätige ich die Funktion zum Hochladen meines Textes, mit der Gewissheit, dass das ein Mindestmaß an Mut darstellt, das ich nach der Begegnung mit dir besitzen sollte.

Ich bin zufrieden mit mir selbst und lehne mich entspannt auf dem Stuhl zurück, fühle mich wieder leicht und frei, kann wieder in den Spiegel sehen, der meine Reflexion trotz kleiner Sprünge so wiedergibt, wie es sein muss.

... Ein bisschen durcheinander, ein bisschen verrückt, vollkommen ich.

Ich alleine.

an selbst

MILENA DÖRFLER

du lässt deinen rechten zeigefinger langsam in der
instantensuppe versinken

fast so langsam als hättest du plötzlich zeit

als würde da nicht das wort instant stehen weil du alles sehr
schnell machen musst

auch die suppe

du lässt deine raue haut durch versalzenen chemiesaft schwimmen

als wärst du ein kleines kind das mich anschielt aus
provokanten kulleraugen

und darauf wartet dass ich dir sage

hey mit dem essen spielt man nicht

ich muss dran denken

wie schuppig deine hände sind weil die fettcreme zwar teuer aber nie
wirklich glättend ist und deine haut sich anfühlt wie raspelscharfes
schleifpapier

und ich muss beinahe ein bisschen erschrecken weil mir einfällt

kleine farblose hautfetzen lösen sich jetzt von deinem rechten zei-
gefingern in den stechenden instant teich der die küche mit feuchtem
currydunst durchflutet

und ich muss voll entsetzen realisieren

dass du gleich deine schwere blasstrockene hülle auslöffeln wirst

deine eigenen rosaweißen hautfetzen von außen nach innen
verdauen ohne zurückzuschauen

mir wird klar voll grauen

du bist dabei einen teil deiner eigenen person in diese instantportion
und ohne jede emotion oder innere diskussion mit kindischem hohn
auf das spiegelnd helle metall zu gießen

welch überraschend verdrehte situation

eine beinahe erwähnenswert skurrile

alltagssensation

ich muss daran denken

dass dein verhalten nicht nur durch das unerklärliche instantuppen-
bad deines rechten zeigefingers seit einiger zeit in beunruhigendem
ausmaß von der trägen norm abweicht

mir fällt ein

neuerdings tust du kontextlos sachen über die wir beide zuerst lachen

die mir in schlaflosen nächten dann seltenster weise

doch gravierend sorgen machen

ich muss gestehen

fast könnte man meinen du hättest den verstand verloren

denn immer öfter

setzt du dich in die eingestaubte badewanne

und lässt kein warmes wasser ein

auch kein kaltes

und wenn ich dich dann frage was dich zu solch fragwürdigen
handlungen verleitet

gibst du mir keine hörbare antwort

auch keine stille
du rührst in leeren töpfen und gehst im gewitter tanzen
ohne dicken regenschutz
auch ohne dünnen
du starrst auf leere wände und machst dich über ihre
bedeutungslose existenz lustig
denn sie sind grauweiß und nichts als ein konstrukt der abgrenzung
sagst du
und malst dir alle zehen bunt an
auch die finger und die ohren
du lachst und weinst und bist ganz laut
als gäbe es kein morgen
auch kein heute
du verhältst dich als wäre die welt bunt und leicht
auch frei
du siehst
ich betrachte dich täglich
wie du ratlos versuchst dem stress zu entkommen und
natürlich ist mir klar deshalb bist du so versonnen
dein gedankengut benommen
dein bewusstsein ganz verschwommen
und du als person
durch und durch mitgenommen

abschließend kann ich nur voll unruhe bestätigen
die situation ist kritisch und die sorge um
deinen
meinen
unseren
wohlstand
ist groß
hochachtungsvoll auch herzlich
dein du
auch selbst
der stift rutscht langsam aus meiner krampfenden hand
und durch das küchenfenster fällt mir die schwere nacht auf den kopf
ich lecke sanft und leise salzige chemie von raspelscharfer haut
von rauhen speichelfingern die hektisch das beschriebene papier glatt-
streichen und blauschwarze tintenzeilen entlanggleiten
meine worte die in den grellen küchenleuchten noch schillern
die lichter verfließen vor meinen augen zu brei
bevor ich mich in meinen kopf fallen lasse
und eine letzte fussnote verfasse:
die chance einen platz in eurer krawattenwelt zu finden
spüre ich zähflüssig
wie alten honig
entschwinden

menschen wie mich hat niemand bestellt
verstands verlierer und realitäten verzierer
denen regelmäßig vieles nicht gefällt
ich streiche
wohlstand
durch
und schreibe stattdessen
funktionsstand
schmunzle durch tränen und ziehe den schlussstrich
lasse meinen rechten zeigefinger durch die suppe flirren
und lache über meinen lustigen kopf
durch den so viele
bunte
mutige
gedanken schwirren

20 Uhr

PAULA DORTEN

Du hast da einen roten Spritzer.
Einen weißen meinst du wohl.
Nein, Rotweintropfen.
Wo? Da?
Auf deiner Wange, parabelförmig bis zum fingernagelgroßen
Leberfleck.
Wie kommt der denn da hin?
Aus meinem Glas gehüpft.
Das kitzelt.
Jetzt ist es weg.
Magst noch ein Tropferl?
Hab's dir doch grad erst von der Wange geküsst.
Ein Schluckerl mein ich.
Ein Schluckerl gern noch.
Dann hol ich's dir. Drehst das Zimmerlicht ab?
Dann is' aber dunkel.
Drehen wir halt die kleinen auf.
Oder ich dreh das große nicht ab.
Die kleinen sind viel heimeliger, kuscheliger wie sieben Sonnen.
Mmmh.

Und du bist meine achte.

Mmmh.

Da hast dein Schluckerl.

Der Zweigelt?

Wir haben ja sonst keinen andern.

Mmmh.

Was spielt's?

Nachrichten.

Und sonst?

Musst nachschauen im Teletext.

Nix Gescheites und Bergdokter. Ziehst die Vorhänge zu?

Sieht uns doch eh keiner.

Die Straßenlichter sind so hell.

Sind das keine Sonnen?

Kalte Monde sind das.

Monde magst nicht.

Wie er im Himmelszelt hängt.

Fad ist ihm.

Dabei schaut er uns permanent zu.

Vielleicht mag er keine Dramen.

Könnt ja sein, dass es heut eines spielt.

Musst nachschauen im Teletext.

Hab ich doch erst!

Und?

*Nur Schas. Das Glas nicht auf die Tischplatte stellen,
sonst kriegt die Ringe.*

Lauter vierzehn-prozentige Vollmond-Schablonen.

Du Künstler. Ich hol uns Untersetzer.

Nicht ein Kartenhaus draus bauen.

Das fällt eh zam, viel zu zittrig bin ich dafür.

In dir steckt immer noch ein kleiner Bub.

Apropos: hast den Burli gefüttert?

Den Fisch?

Welchen sonst? Der echte ist schon seit 25 Jahren fort.

Hinterfotzig. Mit Sack und Pack zur Tür hinaus.

Geh Erwin. Hast ihn gefüttert?

Noch nicht.

Na wart, bleib du sitzen, ich mach's schon.

Du bist die beste Fischmama, die man sich nur vorstellen kann.

Geh Erwin.

Schau wie sehr er dich vergöttert.

Gleich zwei Männer, die mich lieben.

Bringst mir noch ein Schluckerl?

Aber nur noch eins.

Fischmama bist du, nicht meine.

Erwin!

Was ist denn da los? Lärm auf der Straße.

Ein Rambazamba im Laternenlicht.

Die gönnen sich wenigstens was.

Jetzt waren wir doch eh die ganze Woche schon essen.

Die genießen den letzten Abend wenigstens.

Lassen sich unterm letzten Herbstblätterraumeln einmal noch bedienen.

Haben keinen Abwasch heute Nacht.

Bin doch eh ich die, die putzt!

Du kannst das halt am besten von uns zweien.

Ach Erwin.

Weißt du was?

Was?

Mit dir kann ich jeden Abend genießen.

Wurscht wo?

Ganz wurscht.

Ach Erwin.

Du weißt, dass ich dich liebe Dorli, gelt?

Und du weißt, dass ich dich noch viel mehr liebe?

Ich weiß das.

So ein Lärm da draußen.

Himmel, Arsch und Zwirn!

Die Jugend soll ruhig noch feiern.

Dorli! Horch!

Die Sirenen.

Wecker für das allgemeine Mitgefühl.

Bleib doch sitzen Erwin!

Da fallen Herbstblätter und Schüsse.

Erwin bitte!

Da nimmt sich einer die Macht und anderen ihr Leben.

Lass doch die Vorhänge zu!

Schau! Die Welt dreht sich so schnell, dass ich mit meinen Beinen nicht mehr nachkomm.

Erwin!

Wie sie in sich zusammenklappen, die Daschossen.

Lass doch das Fenster zu!

Wie mein selbstgebautes Kartenhaus.

Erwin nicht!

SCHLEICH DI DU OASCHLOCH!

Déjà-vu.

DZENETA FEJZIC

Tick, Tack. Fünf Minuten vor zwei Uhr. Der Richterstuhl noch immer leer. Die gedämpften Stimmen hinter ihr noch immer laut.

„Freispruch? Niemals.“

„Die arme Frau.“

„Wo sind ihre Angehörigen?“

Knacks. Eine Erinnerungstäuschung. Wie ewig ist es her, seitdem die Gräueltat stattgefunden hatte? Wie gegenwärtig ist die Situation, in der sie zu stecken sein mag?

In ihrem Rücken spürte sie, wie sich der weitgestreckte Raum weiterhin füllte. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen und in die vielen Gesichter zu blicken, wo doch keines zu finden war, welches ihr den Schutz vor dem Unbekannten bot. Zu ihrer rechten Seite nahm die Verteidigung Platz. Er roch nach Zimt. Déjà-vu.

In den engen Straßen taumelten sich Unmengen an Menschen. Der kühle Herbstabend machte sich an den geröteten Wangen jedes Einzelnen bemerkbar. Die Straßenlaternen dimmten die glücklichen Gesichter, doch die Euphorie konnte keiner verstecken. Zwischen der Nervosität, die immer mehr in ihr aufstieg, war ein Gefühl des Glücks zu erkennen. Ihre Augen wanderten von Schild zu Schild, inspizierten jedes Detail der vertrauten Straße um sie herum um danach wieder gedankenverloren auf den Gehweg zu starren. Sie versuchte, langsam ihre Zehen zu bewegen, zog dabei aber ein schmerzerfülltes Gesicht als sie merkte, dass diese schon längst eingefroren waren. Sie biss sich auf die Lippen und schlang die Arme um ihren Körper. In der Luft nahm sie den Geruch von Zimt und Keksen wahr, als zwei kleine Kinder an ihr vorbeiliefen.

„Wir werden diesen Prozess gewinnen.“ Der Verteidiger riss sie aus ihren Gedanken und lächelte. Ermutigend. Er drückte ihre Hand. Fest.

Sein Lächeln glich dem eines Helden. Eines Mannes, der Überzeugung ausstrahlte und sich auf die Engel auf seiner Schulter ver- und leiten ließ. Unschuldig war sein Anblick. Nahezu biblisch. Sie nickte zaghaft. Déjà-vu.

Ein Paar Schuhe stellten sich vor ihre Füße und ihr Atem stockte. Herzrasen. Ihr Kopf schwankte hoch. Da war er. Er hatte ein Gesicht, das einem Kunstwerk glich. Seine Augen leuchteten heller als jedes Polarlicht am Himmel. Sie wollte seinen Anblick einfangen und auf eine Leinwand malen. Er sollte in die Geschichte eingehen.

„Zimtkugeln?“ er stupste sie zart lächelnd an.

Tick Tack. Zwei Minuten vor zwei Uhr. Der Richterstuhl noch immer leer. Die gedämpften Stimmen hinter ihr leiser. Knacks. Die Bleistiftmiene zerbrach. Ihr Verteidiger seufzte. Déjà-vu.

In einer Herbstnacht teilte sich der Mond in zwei,

Tick Tack. Punkt zwei Uhr. Alle erhoben sich. Sie tat es ihnen gleich.

Und die Sterne bröckelten,

Die Türen gingen auf. Schritte waren zu hören. Herzrasen.

Fielen vom Himmel wie Feuerwerke,

Von ihrem Blickwinkel nahm sie wahr, wie er sie ansah. Wie der Richter Platz nahm.

Ins tiefblaue Meer.

„Sehr geehrte Damen und Herren ...“

Sie sah zu,

Der Richterstuhl besetzt. Die gedämpften Stimmen hinter ihr nicht mehr zu hören.

wie ihre Welt zerfiel,

Es ist nicht lang her, seitdem die Gräueltat stattgefunden hatte.

an dem Tag,

Doch wie gegenwärtig ist die Situation, in der sie zu stecken sein mag?

an dem er ging.

„Wie haben die Geschworenen entschieden?“

„Der Angeklagte wird aufgrund Herzensbruch zu lebenslanger Haft verurteilt.“

Mordsmut

AMELIE FRIKELL

Klinge.

Klingeln.

Klingeling-e.

Er ruft an. Ich geh nicht ran. Bin nicht erreichbar. Meine Hand ist besetzt. Meine Brust komprimiert. Ich drücke Luft in meine Lungen. Meine Hand zittert. Das Messer wackelt. Im stillen Haus widerhallt die Stimme meines Freundes auf dem Anrufbeantworter. Das brennende Salz auf meiner aufgebissenen Lippe überrascht. Irgendetwas passt nicht. Es passt nicht, dass ich anderes als die kalte Schneide des Messers in meinem Körper spüre. Der Impuls raubt mir den Atem. Alle Luft - raus. Ich stürze zum Waschbecken, tauche den Kopf unter und spüre, wie die Welle über mir hereinbricht. Nur, um Sekundenbruchteile später nach Luft japsend wieder aufzutauchen. Tränen imitierend rinnen große Tropfen über meine Wangen und hinterlassen dunkle Flecken auf dem hellen Parkettboden. Fremdgesteuert renne ich zum Kühlschrank und reiße mit voller Wucht die Kühlschranktür aus ihren Angeln, welche beim Aufprall auf den schönen Parkettboden mehr als nur dunkle Flecken hinterlässt und mich nur äußerst knapp verfehlt. Ich hebe den herausgefallenen Packen Butter vom Fußboden auf, wickele hektisch das Papier ab und stopfe mir das ganze Fett auf einmal in den Mund. Ungesalzen. Den Würgereiz unterdrückend schlüpfte ich in meine Ballerinas und renne in die kalte Herbstluft.

Als ob die Bahnstraße nie da gewesen wäre, entsteht sie unter meinen Füßen. Erst, als ich mich auf einen Platz in Fahrtrichtung fallen lasse, komme ich wieder zu mir. Ich habe nicht gestempelt. Panisch scanne ich die leere S-Bahn nach Kontrolleuren ab und halte anschließend meinen Blick angestrengt auf den Boden gerichtet, das Messer

krampfhaft unter meinem Blazer umklammert. Nun sitze ich hier also. Klatschnass, leichenblass, beschämt. Mit einem Messer. Wenn ein normaler Schwarzfahrer sechzig Euro zahlen musste, was müsste ich für meinen Auftritt wohl auf den Tisch legen?

Als wir uns der Stadt nähern, füllt sich die S-Bahn. Ich bemerke die angewiderten Blicke der Menschen. Es entgeht mir nicht, dass der Platz neben mir frei bleibt, während die Leute sich die Beine in den Bauch stehen. Das Kindergartenkind stupst seine Mutter an, die sich wegdreht. Der große Bruder im Spider-Man Kostüm zeigt mit dem Finger auf mich. Selbst die Frau mit der Yogamatte, kann ihren Blick nicht abwenden. Sie taxiert mich, ich taxiere den Kotzleck auf dem Boden. Und warte.

Bis ich aussteige. Der kalte Wind bremst mich. In meinen klammen Klamotten gibt er mir das Gefühl, zu Eis zu erstarren. Alles in mir will wegrennen, doch die Menschen am Bahnhof stehen dicht gedrängt, und ihre Schatten vermengen sich zu einer undurchdringbaren Mauer. Und dieser Wind. Erst als ich zum Stillstand abbremsen muss, identifiziere ich das klingelnde Telefon als das meine. Mama ruft an. Wahrscheinlich ist sie nachhause gekommen.

Ich gehe selten an mein Telefon. Angespannt warte ich, bis das Klingeln in meinen Ohren verstummt. Das Messer fest umklammert drücke ich mich durch die feierabendlichen Menschenmassen. Endlich erreiche ich die rettende Treppe und kann das Getümmel hinter mir lassen. Atemlos komme ich am oberen Treppenabsatz an. Er ist schon da.

Mein Blick gesenkt für Stunden, ist mein Nacken ganz steif geworden. Ich rieche ihn, bevor ich ihn sehe, und muss die aufstoßende Butter hinunterdrücken. Guten Tag gnädige Frau, sagt der Obdachlose, der seiner Sprache nach schon bessere Zeiten gesehen hat, ohne jegliche Spur von Hohn. Ich tue so, als forderten die unregelmäßigen Linien des Kopfsteinpflasters meine uneingeschränkte Aufmerksamkeit und haste schleunigst weiter, den Blick auf den Boden gerichtet. Mein Nacken schmerzt.

Steh doch auf, höre ich hinter mir jemanden rufen. Es ist das Kindergartenkind. Spring, ruft Spider-Man. Und in diesem Moment trumpft die Angst vor einer schlechteren Welt. Langsam drehe ich mich um, die Hände zu Fäusten geballt. Der Druck wird unerträglich, und tief in meiner Faust findet sich die Klinge wieder. Wirklich, ich wollte das nicht. Eigentlich nicht. Was ich wollte war Kontakt mit den Menschen dieser schlechten Welt aufzunehmen. Kämpfen wollte ich, aus Angst vor einer noch viel schlechteren Welt mit noch viel schlechteren Menschen. Kämpfen, mit Fäusten. Auf Augenhöhe. Eigentlich. Wirklich? Hoherhobenen Hauptes schreite ich zurück zum Treppenabsatz und zum ersten Mal in meinem Leben richte ich meinen Blick höher als nur bis zum Stumpf. Über die Oberkante des abgewetzten Schildes gleitet mein Blick über den dreckigen V-Ausschnitt seines T-Shirts, seinen runzligen Hals und seinen eisgrauen Bart bis zu der Spiegelung des Lichtes auf seiner Glatze und wieder zurück zu seinen trüben Kaffeeaugen.

„Hallo“, sage ich. „Hallo, gnädige Frau“, erwidert der Mann. Ich weiß nicht, wie das Gespräch weitergehen soll. Alle meine Energie muss ich dafür aufbringen, dem Mann in die Augen zu blicken. Die Kinder sind verschwunden. „Ich habe leider kein Geld dabei“, überkommt es mich plötzlich. „Das macht nichts“, sagt der Mann und strahlt mich mit blitzenden Augen an. „Bitte springen sie nicht.“ Ich bin nicht besonders gut im Small-Talk. „Niemals“, füge ich sicherheitshalber noch hinzu und blicke ihm dabei noch viel fester in die Augen. Der alte Mann nickt. Um uns herum bewegt sich der Strom der Münchner Pendler einfach weiter, keiner scheint von uns Notiz zu nehmen. „Du auch nicht“, fügt der Mann hinzu. Ich nicke ebenfalls. „Du auch nicht?“, hakt er nach. „Ich auch nicht“, bekräftige ich erneut. Als ich mich verabschiede, fühle ich mich seltsam erleichtert und erschöpft. Der alte Mann winkt in die falsche Richtung, als ich gehe. Die Frau mit gesenktem Blick bemerkt seinen Gruß nicht. Ich winke trotzdem zurück.

Erst als ich die Klingel betätige, fällt mir ein, dass ich ihn gar nicht nach seinem Namen gefragt habe. Und erst als ich das Treppenhaus erklimme, überkommt es mich, dass sie vielleicht gar nicht da ist. Vor der

Tür verlässt mich die Kraft. Ich gleite langsam an der Wand nach unten und starre auf den Marmorboden. Nein. Ich kann nicht mehr. Meine Hände hinterlassen klare rote Abdrücke auf den schwarz-weißen Schlieren und mit größter Mühe gelingt es mir, mich auf meine Füße zu drücken, die in den feinen Ballerinas mehr als deplatziert wirken und doch in dieser Sekunde ihren Zweck erfüllen. Ein bisschen wie ich. Ja. Ich betätige den Türsummer, drücke die Tür auf, trete ein und bleibe mitten im Raum stehen. Fragend lächelt mich die Sprechstundenhilfe an. „Ich habe es geschafft“, murmele ich mehr zu mir selbst als zu irgendjemand anders und breche in Tränen aus. Das Messer gleitet aus meiner Hand und fällt mit einem dumpfen Klirren nicht auf meine Füße, sondern auf den Boden. Ich ziehe meine Hand unter der blutverschmierten Bluse hervor und versuche mir die Haare aus dem Gesicht zu streichen. Die Sprechstundenhilfe lächelt nun nicht mehr fragend, sondern schreit zaghaft um Hilfe. Die Menschen im Wartezimmer blicken auf den Boden oder halten sich die Augen zu. Sie sind auch wie ich hier, weil sie einen steifen Hals haben. Die eine in dem Minirock vielleicht auch, weil ihr hysterisches Geschrei andere Menschen zum Morden bringen könnte. Von dem Geschrei angelockt strömen Menschen in weißen Kitteln aus den verschiedenen Zimmern. Fremde Menschen. Sie versuchen, mit mir Kontakt aufzunehmen, doch ich kann nicht. Zurzeit leider nicht erreichbar, Sie können nach dem Signalton...

Endlich erblicke ich sie. Als sie mich erblickt, beschleunigt sie ihren Schritt. Sie löst die Situation auf, nimmt mich am Arm, nickt einem Kollegen mit Verbandszeug zu, bugsiert uns drei in ein Zimmer und schließt die Tür. Während der Mann mich verarztet, schweige ich. Abwartend schaut sie mich an.

Es ist nicht so wie sie denken, beginne ich hilflos, mit Blick auf meine Hand. Ich habe es geschafft. Ich habe es nicht getan, verkünde ich stolz und lächele. Und dann erzähle ich ihr die Geschichte, von dem Moment in der Küche, als ich die Butter in mich reinstopfte und mein Mut sich zeigte. Der Moment, in dem die Angst davor, weiter ein Le-

ben voller Selbstverletzung zu führen, größer wurde als die Angst, meine Überlebensstrategie aufzugeben und mich in die Ungewissheit zu stürzen. Ich war heute mutig. Einmal, indem ich etwas nicht tat. Mich nicht zu schneiden war mutig. Und das zweite Mal, indem ich etwas tat. Zurückzugehen und dem blinden Mann in die Augen zu schauen, war mutig. Die Tür öffnet sich, und als mein Freund den Raum betritt, schaue ich ihm in die Augen. Ich habe dich lieb, mutige mutmaßliche Meuchelmörderin, sagen sie, und erstmalig erreicht die Nachricht ihre Adressatin. Ich bin heute schwarzgefahren, murmele ich. Und komme mir plötzlich verdammt mutig vor.

Die Ballade von der Ritterlichkeit

MARIUS HENRIK HOOSE

Ich hörte einst davon berichten,
Und werde itzto d'rüber dichten,
Was einst drei Bauernsöhne wagten,
Helmbrechts, jene Unverzagten.
So seien sie namentlich zu nennen,
Die Brüder wird niemand mehr kennen,
Da waren der Theoderich, der Friederich,
Und der älteste hieß Diederich.
Täglich ward' der Weizen und die Gerst' zu schlagen,
Eintönig' Kräftespiel der Klagen,
Waren wie Rudersklaven auf dem Schiff,
Was ihr Fürst nur nicht begriff.
Eines Tages ritt er ihnen entgegen,
Sah, was sie zu tun da pflegten,
Und lachte lauthals, herzlich dumm:
„Was haut ihr denn das Korn so um?“
Die Antwort wollten sie bekunden,
Doch der Fürst ward schon verschwunden.
Unwissend, dass jene ihn ernähren,

Machte er heim, wer konnt's verwehren?

Und war so mager auch sein Ross,

So war sein Heim ein stattlich' Schloss,

Das Bauern selten zu Gesicht bekamen,

Wenn, dann nur im Fensterrahmen.

Doch da war dieser eine Tag ...

„Seht's euch an Brüder! Die dicken Mauern, die hohen Türme! Wenn wir erst einmal oben sind, dieser Tag ist ein Genuss“, so sprach der Diederich.

„Wenn wir nicht diesen Ochsen ziehen müssten, eine Plagerei, sag' ich, und wir kriegen nicht einen Bissen“, antwortete Theoderich.

Da schauten sie zum Wegesrand

Und sahen ein ritterlich' Gewand,

Nein, drei waren's sogar an der Zahl,

Glänzten rot wie ein Signal.

„Was ist denn hier passiert? Schaut mal, da hinten, die Ritter baden in dem Weiher, und ihre Kleider liegen einfach hier!“, staunte der Friederich.

„Ach, meine Brüder, so eine Chance gibt es nur einmal im Leben! Bedient euch reichlich, denn die merken's nicht, wenn wir als Ritter hoch zur Burg stürmen“, argumentierte da der Diederich, was sogleich entsetzte seinen jüngeren Bruder Friederich, genau wie den Theoderich.

Den Kopf im Helme eingeklemmt,

Kratzte Diederich das Kettenhemd,

Sie wollten stoppen seine Narretei,

Doch dem Ältesten der drei war dies' Vorsicht einerlei:

Ein Trupp des Fürsten zog vorbei!

„Oh, eure verehrte Ritterschaft, Graf Kümmelot zu Würzenbach! Wir erkennen Euch an dem Wappen, das Ihr auf dem Helme tragt! Ihr reiset an aus Gittersalz, ist dem nicht etwa so?“, sprach der Anführer des Rittertrupps den Diederich an.

„Natürlich kommen wir von Gittersalz, natürlichst bin ich's, Würzenbach! Und selbstverfreilichst sind dies' beiden Brüder, ach, was sage ich, dies' beiden Knappen hier, meine zerlumpten Wegbegleiter!“, antwortete Diederich und die Lügerei begann.

Den Ochsen ließen die drei Brüder stehen,

Denn konnten sie sich nicht versehen,

Da standen sie im Speisesaal

Bei junger Fürstenfrau und ihrem Gemahl.

Schon den ganzen Sommerstage,

Saßen die bei einem Gelage,

Sie speisten in den hohen Hallen

Mit etwa hundertzehn Vasallen,

Es grölte, jodelte, es pfiff,

Bis der Fürst das Wort ergriff.

„Meine erlauchten Gäste, von den hohen Sternen des Himmelszelts ist dies' Delikatess' bestellt“, sprach der Fürst und zeigte gestisch auf einen Weißbrotlaib, doch niemand wusste darüber Bescheid, „bin ich nicht ein Krösuskerl?“, frag' er in die Rund' hinein, als unsere Bauernritter reinplatzten, und der Fürst fuhr schließlich fort:

„Nun, welch' hoher plötzlicher Besuch! Welch' Kunde ist's, mein Rittersmann Graf Kümmelot zu Würzenbach, die Ihr aus Gittersalz herbringt?“

Das Wappen auf des Grafen Helm

Nützte auch hier dem Bauernschelm,

Er setzte nicht den Helme ab,

Und trieb weiter Schabernack.

„Mein Fürst! Ein Pferd braucht es in Gittersalz! Sofort und stante pede!“, erfand der Diederich sogleich, und der Fürst rief ihm zurück: „Gebt meinem ritterlichen Gast das schnellste Pferd, was wir im Stalle haben! Er solle Gittersalz noch vor Sonnenuntergang erreichen! Siegelinde, Wilhelm, Kunibert, wir begeben uns nach draußen, um dem Graf zu Würzenbach Lebewohl zu sagen!“

Dies' Entschluss, er war fatal

Diederich blieb keine Wahl,

Er versucht', nix abzustreiten,

So zu tun, als könnt' er reiten.

Zum Verhängnis wurd' ihm sein Gebrabbel,

Er fiel neunmal aus dem Sattel!

Denn das Pferd ist doch gescheiter,

Es erkennt nur wahre Reiter.

„Du musst eine böse Beule unterm Helme haben, mein Freund und Graf zu Würzenbach! Bist doch sonst ein stolzer Rittmeister!“, rief ihm der Fürst verwundert zu, „Wenn du dich nun noch weiter quälst, so ruf' ich dir den Medicus!“

Der jüngste, der Theoderich,

War derjenige der drei schließlich,

Der hatte große Angst itzund,

Ihm wurd' dies' Narrenspiel zu bunt.

„Er ist doch gar kein Ritter!“, brüllte Theoderich heraus, „genauso wenig, wie mein Bruder sowie ich eines Grafen Knappen sind! Wir als arme Bauersleut' wollten nur ein einzig' Mal das hohe Leben mit den eigenen Augen sehen.“, und ergänzte, ziemlich feig, „der Diederich, der ganz besonders!“

„Oh, ihr unritterlich' Kreaturen, ihr unsäglichen Geschöpfe!“, sprudelte es aus dem Fürst mit einem Schwall an wüsten Schimpfausdrücken, die zu nennen es nicht wert, und er schrie die Seinen an: „In Ketten ihn, den Bauersmann!“

Zwei Wachen zückten ihre Speere,

Brachten den Brüdern die Misere.

Da hatte Friederich eine Idee,

Er schlich zurück zu dem Diner,

Trug das Weißbrot durch das Tor,

Zeigte es dem Fürsten vor.

„Noch so ein dummer Bauersmann“, fuhr dieser ihn spöttisch an, „der nicht einmal klauen kann!“

Und die Wachmannschaft umzingelte den falschen Knappen Friederich, den Dieb, obwohl?

Ach Nein! Denn Friederich, er sprach sogleich:

„Mein Fürst, ihr wisst sehr wohl, wir sind nicht ritterlich, und unser heutiges Verhalten hat dies leider nur bestätigt. Uns obliegt das Ver-

kleiden und das Reiten sowieso nicht, aber ist uns Diebstahl zuzutrauen, wollen wir Euch wahrlich beklaunen?“

„Oh du dummer Bauersmann, sprich nicht in Rätseln zu deinem Fürst, gestehe deine Schuld und gebe mir zurück mein himmlisches Objekt!“

Doch Friederich, er blieb beharrlich: „So sind wir auch nicht ritterlich, so wollen wir dennoch, oh mein Fürst, zeigen, dass wir dumm nicht sind.“

„Ihr seid nicht dumm? Dass ich nicht lache!“

„Wir können es Ihrer Majestät beweisen.“

So er nach dem Schlossbäcker rief,

Und mutig vor die Menge lief,

Den er allen sodann erklärte,

Was man ins Weißbrot damals mehrte.

Hefe, Wasser, Mehl aus Weizen,

Der, um dies nun auszureizen,

Natürlich von dem Felde kam,

Wo die drei Brüder, mühsam, lahm,

Tag für Tag das Korn verdroschen,

Ohne Taler, ohne Groschen,

Doch durchaus mit festem Wissen

Dass nicht die Götter

Brot vom Himmel schmissen.

„Wer ist nun dumm?“, fragte der Friederich, und entsetzt blickten zu

ihm Theoderich und Diederich.
Da fühlte sich der Fürst ganz klein,
Und sperrte sie nun doch nicht ein,
Entließ sie wortlos aus dem Saal,
Dies' Frag' war ihm genug der Qual.
Erleichtert liefen sie davon,
Friederich hatte doch gewonnen!
Statt ihre Arbeit zu verrichten,
Begannen sie, nun aufzudichten,
Was sie als Rittersleut' erlebten,
Und wie sie sich widerstrebten,
Gegen jene feine Menschenskind'
Die glaubten, dass sie schlauer sind.

Vielleicht

FANNY KOELBL

Und dann war ich fort, im Herbst –
fort von der Vorstadt, deren Straßen gesäumt sind
mit Häusern aus Stein, in welchen hängt
in den Räumen die Kälte –
Ich war fortgegangen, hingekommen zu einem Himmel
hellblau und leuchtend, der erstreckte sich
bis in die Ferne.
Breite Straßen zogen sich
nach Norden zu den Bergen und
gegen Süden zum Meer und
verwandelten sich in verschlungene Küstenpfade,
die mich brachten zu Buchten
mit feinem Sand und rauschenden Wogen sich an
den Klippen brechend.
Als sich das Jahr dem Ende zuneigte,
tanzte ich mit Fran barfuß den Strand entlang.
Die Luft wehte lau übers Meer, uns entgegen;
wir warteten bis die ersten Feuerwerkskörper in die Luft schnellten,
einen violett-grünen Schauer über uns versprühten,
ehe wir uns übermütig in die Arme fielen.

Im Winter, als es manchmal regnete,
aber öfter noch die Sonne schien,
im Winter, als wir konnten
was wir wollten,
als wir hinabfahren zur Küste,
wo Feuer brannten im Sand und –
Musik in unseren Ohren dröhnte,
als es kälter wurde und wir uns alle
in Autos zwängten und wegfahren,
irgendwohin –
Hinauf, von wo aus wir die Weite überblickten,
das Meer im Süden, die Berge im Norden
und alles schien so unendlich und –
war es doch nicht.
Und dann eines Tages, im Frühling, ganz plötzlich,
fernab der Buchten und weit weg von wogenden Wellen,
fernab der brennenden Küste und fort von Fran.
Nicht mehr gehen können,
weit weit weg,
bleiben müssen.
Wieder fragen, wieder sehnen,
was vielleicht wartet in der Fremde.

Wieder im Sand die Zehen vergraben,
wieder sehen den azurblauen Himmel, vielleicht
wieder spüren die kühlende
nächtliche Luft in den Lungen;
Atmen immer weiter, wieder
hören die tausenden Stimmen
des Tages, der Nacht und
widergespiegelte Gesichter,
Geschichten, Geheimnisse wieder und wieder
berührt, erzählt und verraten.
Wieder lauschen dem Murmeln,
dem Kreischen,
dem Schluchzen, dem Rufen auf Straßen und Plätzen.
Wieder hoffen zu reden, zu streiten
zu lieben, zu küssen,
zu tanzen – vielleicht
im Sommer
ist es ein zaghaftes Treten, kaum kann man es Tanzen nennen;
ein Fuß vor den anderen, als ob es das erste Mal wäre,
zu schreiten zur Musik –
Die fließt aus Lautsprechern, aus kleinen,
ganz winzigen, ganz leise;

Wir wissen noch, wie es geht, das Tanzen,
auch wenn wir geglaubt haben –
Es vielleicht zu vergessen,
wenn wir aufhören, Fuß vor Fuß zu setzen und
Schritt für Schritt weiterzugehen,
weiter zu tanzen irgendwohin, aber wohin genau –
das wissen wir nicht, heute, im Herbst.

aufgestaute luft

FIONA KREINDL

durchatmen und durchstarten. ohne
dem loslegen. wir bleiben liegen,
rühren uns nicht. lassen unsere
finger einen tanz mit den
grashalmen anfangen und bleiben
liegen. im feuchten gras, dessen
feuchte erde unsere füße ganz
braun gefärbt hat. du magst
braun, ist es doch die farbe
von flüssiger schokolade und
die kannst du schließlich nicht
genießen. schneller nenne
ich dich. dass meine hände auch
dich oft berühren, dich streicheln,
scheint dich nicht zu kümmern.
du bemerkst es, vielleicht aber
auch nicht. wieder atme ich
durch. will der aufgestauten luft
mit ihren worten freien lauf
lassen und dir sagen, wie gern

ich dich hab. du hörst nicht
zu. deine augen wandern zu
dem, der wenig zu sagen hat.
Und weg sind deine finger, deine
füße. weg ist das warme gefühl
in meinem bauch und weg ist der
wind. da ist nur die schwere,
aufgestaute luft, die sich ihren
weg zur erde bahnt und mich
dabei einschließt. sie fesselt mich,
knebelt mich. kein wort kommt
noch aus mir heraus. nur du gehst
noch frei, wie du bist, zu dem,
der nichts zu sagen hat. hörst
dir seine laute an, bewunderst
seine vokale und hörst doch
nichts.

Wetterherzen

ANTONIA MORITZ

sonnengelbe himmelssterne
zerstreut von süden bis norden
ich werde niemals sein wie du
und bin es doch geworden
sag mir die zeit, zeig mir den ort
wann und wo ich die richtung verlor
ein leben ohne dich zu führen
war eine der lügen
die ich mir schwor
tiefseeblaues nachtgewitter
das klingeln gleicht dem donnergroll
die türe bleibt nicht lang verschlossen
doch du meinst, dass ich gehen soll
und als ein blitz den hof erhellt
tanzen funken in deinen augen
du bist der grund
der mich niederhält
meinen eigenen worten zu glauben
dröhnend lauter wolkenbruch

die stille zerrt an deiner geduld
ein paar sekunden, um zu gestehen
es war alles meine schuld
will sagen: es tut mir leid
will sagen: bitte verzeih mir
würde ich nicht ehrlich sein
wär ich jetzt nicht bei dir
lichterregen am horizont
überrollt uns schnell in einer flut
ich weiß nicht woher und wieso
doch aus dieser schöpfe ich neuen mut
mein flüstern erreicht kaum deine haut
und selbst wenn es dies tut
so geschieht es ohne einen laut
mein herz ist dein
es lebt in deiner brust, es bebt mit jedem atemzug
als gehöre es noch mir
und wenn es nur für immer wäre
bliebe ich für immer hier
und im allernächsten augenblick
seh ich die wolken sich entzweien

meine seele füllt sich mit sonnenstrahlen
als du sagst
ich werde dir verzeihen

Als der Mond vom Himmel fiel

ANNA RICHTER

Wenn der Mondschein auf das kleine Dorf fällt, welches am Rande eines Waldes liegt, dann wird es ganz dunkel, überall. Niemand hört den Aufprall, wo es doch Nacht ist und alle schlafen. Alle, bis auf die Lichtfänger, die in ihren Baumhäusern auf genau jenen Moment warten. Jede Nacht sind sie wach und warten, warten auf den Schein des Mondes. Denn das Licht muss stets zum Mond zurückgebracht werden, wo es doch keineswegs unendlich ist. Außer in den finsternen Neumondnächten. In diesen Nächten und dem darauffolgenden Tag schlafen sogar die Lichtfänger und sammeln Energie für den nächsten Monat.

Doch diese Nacht ist Vollmond. Wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass Mondlicht jeden Tag anders aussieht. Diese Nacht scheint es bläulicher als bisher. Mondlicht ist niemals purpurfarben. Die Lichtfänger hören einen dumpfen Aufschlag, lauter als bisher, und springen auf, lassen ihren Honigtee stehen und holen die Netze und Leiterwägen aus dem großem Schrank, der die Hälfte eines Hauses einnimmt. Sie klettern an den Bäumen hinunter und machen sich auf den Weg ins Dorf, denn meistens lässt sich der Mondschein genau hier finden. In dem kleinen Dorf gibt es keine Straßenlaternen, deswegen trägt jeder zweite Lichtfänger eine Fackel. Doch bald merken sie, dass ihr Licht nicht gebraucht wird. Bereits nach dem halben Weg werden sie vom Mondschein geblendet. Der Anführer bringt die Truppe zum Stehen und hält die Hand ans Ohr, er horcht hinaus in die Finsternis. Nach zwei Minuten, welche jedem Lichtfänger und jeder Lichtfängerin wie eine Ewigkeit vorkommen, geht er weiter, alle anderen hinterher. „Das Licht ist hell, heute Nacht!“, ruft der Anführer der Lichtfänger den Menschen hinter sich zu, „Seid auf der Hut, passt auf!“

Bald haben alle das Dorf erreicht und das Mondlicht leuchtet so hell, dass sich die ersten paar Reihen die Augen zuhalten. Es scheint verwunderlich, dass die Dorfbewohner immer noch schlafen, wo es doch beinahe taghell im kleinen Dorf ist. Doch die Menschen in diesem Ort

sind Träumer, sie schlafen zu jeder Zeit und an jedem Ort. Die Schilder sind verblichen, die kleinen Buchstaben, die vor vielen Jahren darauf gepinselt wurden, verschwimmen vor jedem Auge, das sie erblickt. Die Spinatpflanzen vor der kleinen Bäckerei glitzern durch das Mondlicht beinahe noch mehr als am Tag. Wenn es dunkel ist, scheint es, als wäre das Dorf gemeinsam mit den Leuten in einem tiefen Schlaf versunken. Tagsüber hängt der Nebel tief über den kleinen Häusern, verhüllt die Fenster mit einem müden Schleier. Die Träumer, die jenen trägen Ort bewohnen, sind nur einen Tag im Monat wach. In der Neumondnacht, wenn alle Lichtfänger schlafen, öffnen die Menschen ihre Augen, Fenster und alle Läden. Sie tauschen sich aus, über ihre Träume und die Spinatpflanzen, die nur bei Mondlicht wachsen können. Am nächsten Tag gehen sie ihren Besorgungen nach, kaufen neue Kissen und Decken, denn wenn es dunkel wird und der Mond aufgeht, schlafen die Träumer wieder ein. Es braucht Mondlicht, damit man träumen kann. Nur wenige Träumer haben es bisher geschafft, länger als einen ganzen Tag ohne Schlaf auszukommen. Doch die meisten von ihnen versuchen es auch gar nicht, wo ihre Träume doch viel mehr beinhalten, als das Leben je bieten könnte.

All jene Träumer, für die Schlaf stets wichtig war, welche sich zum Mondschein gezogen fühlten, schlossen sich zusammen, bauten sich Häuser in den Bäumen des Waldes und nannten sich Lichtfänger. Zwischen Lichtfängern und Träumern steht Schlaf, Mondlicht und vielleicht ein wenig Missmut und Unverständnis. Obwohl es die Lichtfänger sind, die den Mondschein jede Nacht zurück in den Himmel bringen, damit die Träumer weiterschlafen können. Aber schon seit vielen Jahrtausende sind sich jene beiden Gruppen nicht mehr begegnet. Nur wenn sich die Lichtfänger auf den Weg machen, um das Mondlicht zurückzubringen, können sie im Vorübergehen einen Blick in einige der kleinen Häuser erhaschen. Doch in dieser Nacht sind alle Vorhänge zugezogen, ab und an schließt jemand lautstark ein Fenster, die Träumer sind aus ihrem Schlaf gerissen und aufgebracht über das ungewohnt helle Licht. Denn selbst die Strahlen der Sonne reichen bei weitem nicht an die Helligkeit in dieser Nacht.

Mit schnellen Schritten nähern sich die Lichtfänger dem Hauptplatz, um die Ursache des ungewöhnlich hellen Mondlichtes zu entdecken. Als sie dort ankommen, bleiben sie wie vom Donner gerührt stehen. Keiner wagt sich auch nur einen Mucks zu machen, selbst der Anführer scheint tief betroffen. „Was ist passiert?“, hört man nach einiger Zeit eine unsichere Stimme aus den hinteren Reihen. Die Menge teilt sich, tuschelnd, jüngere Lichtfänger stellen keine Fragen. Der Anführer dreht sich langsam um, sieht in das fragende Gesicht eines Jungen. „Heute Nacht“, antwortet er nach kurzem Überlegen, „Heute Nacht ist nicht nur der Mondschein auf dieses Dorf gefallen. In der heutigen Nacht ist der ganze Mond herabgestürzt.“ Die Stimmen im Hintergrund schwellen an, Furcht breitet sich aus, was soll nun geschehen? Das Licht zurückzubringen ist nicht der Rede wert, doch einen ganzen Himmelskörper? Mit einer Handbewegung bringt der Anführer die gesamte Gruppe zum Schweigen. „Wir können nichts tun“, fährt er fort, „außer zu hoffen, dass die Sterne kommen, um ihn zu holen.“ „Und wenn sie nicht kommen? Was, wenn der Mond zu lange hierbleibt, wenn sein Licht nun erlischt?“, erwidert der Junge, nun mit lauterer Stimme. „Wir können nichts tun.“, wiederholt der Anführer. Mit diesen Worten geht er durch die geteilte Menge, zurück Richtung Wald. Langsam folgen ihm auch alle anderen Lichtfänger und Lichtfängerinnen, sie werfen noch einen letzten Blick auf das gleißende Licht des Mondes, bevor sie gemeinsam hinter den Häuserreihen verschwinden.

Zurück bleibt der Junge, Jaro, der sich fragt, wieso keiner etwas gegen den gestürzten Mond unternimmt. Allerdings meint er, Angst in den Augen des Anführers gesehen zu haben, Furcht und Verwirrung. Jaro hingegen ist empört. Langsam nähert er sich der leuchtenden Kugel, die trotz ihrer beträchtlichen Größe kleiner als vermutet ist. Zögernd streckt er seine Hand aus, doch anstatt der erwarteten Hitze streicht nur ein kühler Luftzug seine Fingerspitzen.

Auf einmal zerreißt der laute Knall einer zufallenden Tür die Stille der Finsternis. Abrupt fährt Jaro herum, hektisch suchen seine Augen den Platz, die verlassen Gassen ab, bis sein Blick auf ein Mädchen

in einem angestrahlten Hauseingang fällt. Eine Träumerin. Zielstrebig geht sie auf Jaro zu, welcher wie angewurzelt stehen bleibt. „Wo sind die anderen Lichtfänger?“, fragt sie ihn. Ihre Stimme ist ruhig aber fest, Jaro zuckt zusammen. „Wer bist du und warum schläfst du nicht?!“, erwidert er die Frage. „Mahina.“ Sie seufzt. „Ich halte es für nutzlos, stets zu schlafen. Und wer bist du und was tust du hier allein?“ Kurz zögert Jaro, dann entschließt er sich, der Träumerin zu antworten. „Ich heiße Jaro. Bis eben waren noch alle anderen Lichtfänger da. Ich bin geblieben, weil –“ Mahina unterbricht ihn. „Ich habe euch von meinem Fenster aus beobachtet, ich habe alles mitbekommen. Warum tut euer Anführer denn nichts? Der Mond kann unmöglich auf der Erde bleiben!“ „Das weiß ich doch!“, entrüstet sich Jaro, „Aber was sollen wir denn tun? Das Licht zurückzubringen ist ein Leichtes, aber hier musst du doch einsehen, dass es hoffnungslos ist!“ „Du hast Angst.“, stellt Mahina fest. Sie sieht ihn nachdenklich an. „Ich bin mutig für zwei. Und jetzt komm, der Mond muss wieder nach oben!“ Sie steuert auf die Gasse zu, aus der sie gekommen ist. „Ich habe eine Idee.“

Der Lieferwagen, Severin und Franziska

MIRJAM ROHER

Der Lieferwagen und Severin

Ich stehe geparkt in einer düsteren Seitengasse außerhalb der Stadt. Es ist bedrohlich still in dieser Nacht, nervös flackernde Straßenlaternen untermalen die beklemmende Atmosphäre. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen und auch die Häuser scheinen wie verlassen, nur der kalte Wind weht durch die Luft, als wolle er etwas Leben in diese Gegend bringen. Ich passe als heruntergekommener Lieferwagen zugegebenermaßen perfekt ins Bild, so als hegte ich ein finsternes Geheimnis und stünde ganz bewusst in genau dieser einsamen Straße. Es nähern sich Schritte. Lässig schlendert Severin, ich schätze ihn so an die 17, die Straße runter. Er wirkt dabei so selbstbewusst, dass ich mich fast ein bisschen gekränkt fühle, als er mir im Vorbeigehen nur einen flüchtigen Blick zuwirft. Ich bin ihm gleichgültig, wahrscheinlich hat er mich nicht einmal wahrgenommen, denn er geht einfach weiter, bis er in der Dunkelheit verschwindet. Bei Männern ist das oft so.

Der Lieferwagen und Franziska

Ich stehe geparkt in einer düsteren Seitengasse außerhalb der Stadt. Es ist bedrohlich still in dieser Nacht, nervös flackernde Straßenlaternen untermalen die beklemmende Atmosphäre. Weit und breit ist keine Menschenseele zu sehen und auch die Häuser scheinen wie verlassen, nur der kalte Wind weht durch die Luft, als wolle er etwas Leben in diese Gegend bringen. Ich passe als heruntergekommener Lieferwagen zugegebenermaßen perfekt ins Bild, so als hegte ich ein finsternes Geheimnis und stünde ganz bewusst in genau dieser einsamen Straße. Es nähern sich Schritte. Franziska, vermutlich um die 17, tappt leise die Straße entlang, den Kopf gesenkt, so als wolle sie nicht auffallen. Als sie kurz den Blick hebt und mich wahrnimmt, bleibt sie erschro-

cken stehen. Kurz sieht sie sich verängstigt um und ich denke schon, sie würde umdrehen, doch dann nimmt sie ihren ganzen Mut zusammen und geht weiter in meine Richtung. Sie kramt ein Handy aus ihrer Tasche hervor, tippt wahllos darauf herum und tut dann so, als würde sie telefonieren. Während sie ihrem Telefon mit brüchiger Stimme schildert, wo sie sich gerade befindet, wechselt sie unruhig die Straßenseite und beschleunigt ihren Schritt. Das Mädchen dreht sich immer wieder verängstigt um und läuft dann weg, bis die Nacht sie verschluckt. Bei Frauen ist das oft so.

Tanzende Drachen im Wind

ANNA ROTTER

Schreiben ist wie im böigen Wind einen Drachen fliegen zu lassen.

Du musst deinem Drachen vertrauen, dass er von selber ganz hinauf will. Du musst auf einen guten Windstoß warten und dem Drachen im richtigen Moment Leine geben, damit er sich raschelnd entfalten und schnell wie ein Wanderfalke hinauf jagen kann. Mit beiden Händen hältst du ihn noch an den dünnen Schnüren, kontrollierst von ganz weit weg den Flug des Drachen, doch von außen sieht man die Schnur nicht. Sondern nur den Drachen und dich, separiert, und doch spürst du, dieser Faden verbindet dich mit ihm. Um auf den Drachen zu reagieren, musst du deinen ganzen Körper einsetzen, deine Kraft, deine Ruhe, dein Gleichgewicht; du musst vorsichtig und behutsam die Schnüre bewegen, auch wenn eine kleine Veränderung ihn schon hinabstürzen lassen könnte in die Tiefe, die aus deiner Sicht bloß der Boden ist. Du könntest ihn nicht auffangen, denn du hängst an ihm.

Ohne dich existiert der Drache auch, er ist nur ein bunter Stofffetzen, der nicht fliegen kann. Es braucht Mut und Willenskraft, den Drachen in die Luft zu werfen, sich selber zuzutrauen: ich werde stark genug werfen, und er wird hoch hinauf fliegen. Wenn er dann in die Lüfte steigt, kannst du nicht voraussagen, wie er sich bewegen wird. Er ist bis zu einem gewissen Grad sein eigener Herr. Ein sturer Herr, geschüttelt vom Sturm. Du musst dich auf ihn einlassen. Seinen Drehungen und Wendungen folgen, ihm gleichzeitig aber klar machen, dass er ohne dich gar nicht fliegen könnte. Dass er auf dich hören und dir gehorchen muss. Mit Erfahrung kommt das Wissen: Was ist ein guter Wind, wann kommt er, wie finde ich ihn? Und wenn er kommt, nutze ihn und verschiebe die Möglichkeit nicht, lass sie nicht verstreichen, sondern liebe sie und lass sie leben, lass den Drachen schweben. Manche Menschen werden sich an ihm erfreuen, andere vielleicht den Kopf abwenden von der flatternden Gestalt ganz oben am kreischend blauen Himmel.

Und da fliegt er. Er schwebt. Ganz oben, er erscheint dir klein, die Schnüre sind straff gespannt, er zerrt an seinen Leinen, wohin er bloß will? Er will ausbrechen, losziehen, sich von dir lösen! Denk mal nach... Wenn du jetzt loslässt, jetzt nachgibst, ihn jetzt der Natur, der Luft, dem Kosmos, den kritischen Stimmen, übergibst, wird er hinunterstürzen. Kurz den Genuss seiner Freiheit in sich einsaugend, wird er im nächsten Moment schreien, er wird pfeifen, immer schneller wird er dem Erdboden entgegen schießen. Und dann: Bumm. Aber du weißt auch, er hält sowas aus. Du hast ihn aus starkem Material gebaut. Und wenn er doch mal bricht: Bau dir einen neuen. Nach einem Fall darfst du nur nicht aufhören. Dich nicht entmutigen lassen. Niemals aufgeben. Wenn du zu ihm hinüberrennst, ihn aufhebst und voller Tatendrang und Übermut wieder in die Lüfte schießt, dann weißt du, er wird wieder fliegen. Jedoch vielleicht erst beim dritten Versuch.

Reden ist wie Tanzen mit den Lippen.

Jeder hat seinen eigenen Stil und seine ganz eigene Art, sich auszudrücken und doch verstehen wir einander irgendwie. Tanz befreit den Körper, denn jede Bewegungsabfolge ist möglich – anbinden müsste man mich, um mir meine Freiheit im Tanzen zu nehmen.

Zu Beginn lernen wir Grundschritte und im Lauf der Zeit begegnen wir immer neuen Tanzarten. Wir lernen Sprachen, wir lernen sie verstehen, wagen langsam die ersten eigenen Schritte, bis uns der Mut packt und wir frisch befreit einfach drauf los tanzen, nicht mehr strenge Satzformen kopierend, sondern uns trauen, Fuß an Fuß, Arm an Arm, Muskel an Muskel, Wort an Wort, aneinanderzureihen. Neue Welten tun sich auf.

Wenn wir miteinander tanzen wollen, müssen wir uns zuerst aufeinander abstimmen, um in einen gemeinsamen Rhythmus zu kommen. Um einander zu spüren und zu verstehen, müssen wir uns zuerst wahrnehmen:

ich mich
du dich
und ich dich
du mich –

Dann erst können wir gemeinsam tanzen.

Mein flatternder Drache und ich, wir beide tanzen den Tanz des Windspiels. Wir lassen uns treiben, fühlen uns sicher in der Gewalt der Natur. Der Wind fließt – und wir mit ihm. Herbstlich leuchten die Farben, entspringen einer unsichtbaren Quelle, die Sonne scheint noch einmal wärmend auf den bunten Drachen, und auf mich.

Dann – wir sind nicht mehr alleine. Eine Schwalbe hat den Drachen entdeckt, flattert und tanzt neugierig auf ihn zu. Der Drache tanzt unter der Macht des Windes, der kleine Vogel, ein Punkt am Himmel, mit ihm. Wir waren nie alleine.

Ich spüre, wie noch einmal der Sommer der Fröhlichkeit durch mich strömt. Auf der Wiese unter meinen tänzelnden Füßen stehen Menschen, die ich nicht kenne, Menschen, groß und klein, die auf meinen Drachen zeigen. Sie lachen, und der Wind trägt ihre Freude bis zu meinen Ohren, bis in meine Seele. Mein Drache schüttelt sich, die Luft ist wild, fast, als wollte er mir etwas sagen.

Ein bunter Stofffetzen am kreischend blauen Himmel.

Wir, und mehr

BERNADETTE SARMAN

(1)

Du sitzt gerade im Zimmer und starrst auf den Bildschirm. Ein Aufschauen, ein Lächeln für mich, wenn ich dir zuwinkere, deine Augen sind müde. Ich komme aus der Stadt, deine Wurzeln hast du noch hier im Grün gelassen. Du weißt noch nicht, wann sich deine Flügel ausbreiten, weißt nicht, wann es für dich soweit ist.

Manchmal, Schwester, wenn wir um Mitternacht in der Küche stehen, und du Müsli in deine Schüssel leerst und ich auf die Uhr schaue und froh bin, noch Zeit zu haben, dann lachen wir. Einfach so, und ich kann nicht erklären, warum. Wir machen Witze über uns und das Außen reagiert mit einer Heftigkeit, aber sie sehen Worte, nicht das Wir.

Mein Herz hüpft, wenn du mich fester drückst als ich dich und meine Nase stößt an deine Schulter, weil ich kleiner bin. Ich bin nicht selten müde, einfach müde von dem Leben, das mir manchmal und so oft zu schnell geht, und ich schaue in dein Gesicht und sehe Augenringe, die hattest du nie. Manchmal sagst du, du magst es hier nicht und ich kann dich nur anschauen und sagen „Ich auch nicht.“ Alles, was ich dir geben kann, sind meine Arme um dich, aber dir reicht es.

(2)

Ein Jahr davor, wer waren wir? Schwester, du wolltest reisen, wie sie und ich, und ein bisschen konnten wir dir von der Welt mitnehmen. Ein bisschen Asien, ein bisschen Ozeanien, und Neuseeland trägst du bis heute mit Stolz um deinen Hals.

Mein Blick ist durch verschmierte Busfenster auf Dschungellandschaften gewandert, ich bin vom Wellenrauschen wach geworden. Ich habe dir Palmen gezeigt, durch den Handybildschirm, und du bist im Klassenzimmer gegessen, an einem kalten Jänner Morgen. Da bist du in

einem Jahr, habe ich dir gesagt. Immer und immer wieder, während du mit rauchendem Kopf vor Prüfungen gesessen bist. Dein Lichtkegel fiel auf Wörter, die du verstanden hast, doch das System dahinter nicht. Du wolltest weg, ich weiß, irgendwann ist es vorbei, habe ich gesagt. Jetzt ist es vorbei und du bist noch da – vor einem Jahr, Schwester, wer waren wir?

Wir beide so voll von Sehnsucht, wir suchen schon so lange. Ich sage, ich will noch die Welt sehen, aber dich nicht zurücklassen, und dann merke ich, dass Freiheit auch Verantwortung bedeutet. Kann mein eigenes Leben so schwer in den Vordergrund stellen, wenn sie und du so oft der Grund sind, warum ich dafür dankbar bin.

(3)

Ich rede ohne eine Antwort zu erwarten und ich weiß, du hörst zu. Und dann gibt es Tage, wo sich das Grau vom Himmel auf die Erde verschiebt. An manchen Tagen stehe ich über dem Grund, ohne Grund, und du lässt es nicht zu. Du lachst mit mir und nicht immer ist es glücklich, aber du weißt, dass wir es brauchen. Schwester, wie viel haben wir gesehen, was wir nicht sehen wollten, grelle Bilder in getrennten Köpfen. Oft starren wir uns beide an, mit nassen Blicken, und ich schweige, obwohl ich dachte, ich kann gut mit Worten. Wo sind meine Trophäen jetzt, dann hat nur Stille einen Wert.

Du sagst, du magst meine Hochs und Tiefs nicht, wie sie fallen und steigen. Unkontrollierbar, es tut mir leid, ich weiß. Oft sind meine Worte hart, form sie neu, deine Hände schaffen das.

(4)

Unsere Kindheit - ein Wort, das leuchtet; wir wissen, wir hatten eine gute. Wir dachten, später können wir alles, doch das konnten wir schon damals; wir wussten es nur nicht. Fast jeden Sommer in einem Land verbracht, das wir zweite Heimat nennen. Die Sonne war anders, stärker und wir so klein unter ihr. Gemeinsam unsere Goldfische unter

Bonsai-bäumen begraben, durch Straßen gegangen, die wir heute nicht mehr kennen. Bisschen zerrissen, aber zusammen waren wir es nicht mehr ganz.

Gras in unseren Haaren, zu dritt gelacht, im Kreis gedreht. So oft den Baum im Garten geheilt, sind hochgestiegen, waren mutig. Mit erdigen Fingern Gänseblümchen auf die weiße Birkenrinde gedrückt, „er ist ja krank“. Hast jede meiner Bewegungen verfolgt, ich wusste nicht, dass ich dir so viel geben kann.

(5)

Und Schwester, nach all den Jahren, wie werden wir uns gegenüberstehen? Wenn Mama und Papa nicht mehr sind, wer werden wir sein? Haben Familien, vielleicht Kinder – werden wir uns die Hand geben? Wirst du meinen Kopf auf deiner Schulter vergessen, nachmittags am Sofa?

Wie wir Filme und dann uns auf dem Bildschirm sehen, wenn er schwarz wird. Wie wir sehen, dass wir so verschieden nicht sind.

Wir wollen uns nicht ähnlich sehen, aber wir denken gleich. Wir lachen über das, was wir nicht sein wollen. Kein Wange-zu-Wange, keine Handschüttler, nur Arme um uns. Keinen höflichen Gruß, sondern ein breites Lächeln. Immer in mein Ohr lachen, so laut, dass unsere Nachbarn es hören, so laut, bis mein Herz gegen meine Rippen schlägt und bis wir beide keine Luft kriegen. So laut, bis keine Sorgen mehr um die Ecke biegen, weil sie Angst haben vor unserer Freude.

Du sitzt gerade im Zimmer und starrst auf den Bildschirm. Ein Aufschauen, ein Lächeln für mich, wenn ich neben dir stehe. Schön, dass du da bist, sagt dein Blick. Deine Arme um mich, es tut gut, uns zu halten.

Sag mir, Schwester, bitte hör nie auf damit.

Einer hat Gott gespielt

MARIA SCHIGAN

An kaputtes Firmament hat jemand fette Wolken genagelt
und statt der Sonne eine Lampe angeknipst.
In ihrem milchig-blauen Licht suhlen sich am Dach der Garage
hässliche Raben im Garten
liegen verstreut blaue Farbfetzen, von denen unser Kind behauptet,
sie seien vom Himmel heruntergebröckelt.
Das glaube ich natürlich nicht -
bin in Gedanken schlicht
ganz anderswo.
Denke an dich und an das Haus deiner Eltern,
Fisch auf totgeschrubbtem Tisch,
an dem wir so oft dem Schweigen zugehört
und verstört aus unbeweglicher Zeit
unbewegliche Gedanken gesponnen
und eine Revolution begonnen haben.
Ich sitze mit unserem Kind in der Küche
und bastle mit ihm ein Schiff aus Papier
ist unsere Liebe gewesen.
Mein Blick wandert zur Küchenzeile hinüber,

verweilt dort eine lange Weile,
du fällst aus meinem Kopf heraus,
siehst mutig-müd-entschlossen aus
und sagst mir, sagst mir ruhig und ohne Eile,
dass dein Artikel heute noch in der Zeitung erscheine.
Es klingelt.
Lange einstudiert
versehen Uniformen mit Marionettenpranken
deinen Laptop und deine Gedanken
mit dem Wort „konfisziert.“
Deine Mutter stiert zwei Stunden später
zum Küchenfenster herein.
Deponiert ihren Frust über deine Verhaftung
und das Verschwinden all deiner Sachen
zwei Kaffee und fünf Zigaretten lang bei mir.
Dann beschließt sie, im Wirtshaus weiterzufuchen,
im Alkohol Trost für ihren Unmut zu suchen.
Ich werfe mir eine Schlaftablette ein
und lasse den Fernseher mein Nervenbetäubungsmittel sein.
An Kopf, Händen und Lippen des Nachrichtensprechers
sind unsichtbar
unsichtbare Fäden befestigt,

aus seinem Marionettenmund kommt rund und hübsch zensiert
die Kunde, dass es keine Demonstration geben wird.
Ferner auch keine Zeitung, die deinen Artikel druckt.
Das Volk hat seinen eigenen Willen verschluckt.
Deine geliebte Demokratie
tanzt nur noch pro forma
als Rest Theorie
in grauen Schulbüchern herum.
Ich weiß, jemand hat einen Anruf getätigt
und bestätigt,
dass du dich illegal betätigt
und hinter prunkvoller Ästhetik
Schein und Trug gesehen hast.
Für zwei Minuten, vielleicht auch nur
einer hat Gott gespielt
und da haben sie dich geholt
und vor ihr Gericht gestellt.
Die treuen Diener ihrer Herren.

Wie aus Chiffon

KATRIN SCHWARZ

Unbeteiligt zog Laura an den hellen Strähnen, die durch ihr Haar liefen. Mit der anderen Hand blätterte sie durch die Seiten irgendeines Modemagazins, das ganz oben auf dem Stapel lag. Wie die meisten Wartezimmer wirkte der Raum kahl und unpersönlich, die Versuche, das zu ändern, waren nur Streusel auf einem verpatzten Kuchen. Einer dieser Streusel waren die vielen perfekten Gesichter, die Laura von quietschbunten Seiten entgegenstrahlten. Nach zehn Seiten knickte sie behutsam aber entschlossen die linke obere Ecke um. Die anderen im Raum schenkten ihr keine Beachtung, und niemand merkte ihre kleine Rebellion gegen die Makellosigkeit, die sie auf einmal abstieß. Kurz blickte sie von dem glänzenden Papier auf und beobachtete ihre Mitinsassen in dem eigenschaftslosen Zimmer. Laura kam nicht umhin, sich zu fragen, ob es wohl an dem Licht lag, dass sie alle irgendwie grau wirkten. Grau war keine Hautfarbe. Keine natürliche jedenfalls. Aber hier wirkte auch nichts natürlich. Vielleicht musste man sich da einfach anpassen. Es war kein Spiegel in der Nähe und Laura fragte sich unwillkürlich, wie sie wohl auf die anderen wirken musste. Ihr Haar war strähnig, das vereinzelte Blond hatte seinen Glanz verloren und sowieso war es nicht frisch gewaschen. Dennoch hatte sie es heute nicht übers Herz gebracht, sich einen Pferdeschwanz zu binden. Ihre Hand lag nach wie vor an der linken oberen Ecke des Magazins und bedeckte das kleine Eselsohr. Sie gab sich Mühe, ihren Blick nie zu lange auf einer Person verweilen zu lassen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Dass ihre Haare einen Teil ihres Gesichts wie ein zerfranster Vorhang verdeckten, half. Ein Mann zwei Stühle weiter starrte ins Leere, vielleicht auch aus dem Raum hinaus. Alle paar Minuten rieb er seine Handflächen über die Oberschenkel, die in einer erstaunlich teuer aussehenden Chiffonhose steckten. Zumindest hielt es Laura für Chiffon, so genau konnte sie es nicht sagen, aber sie mochte, wie sich das Wort anfühlte. Es musste teuer sein, wenn es Chiffon ist, dachte sie, es klang besser, wenn es teuer war.

Sie blätterte um, einmal, zweimal. So als wäre sie tatsächlich interessiert. Hob die Augenbrauen. Runzelte die Stirn. Es lenkte sie ab von dem dunklen Knoten knapp unter ihrem Herz, oder doch gerade darum herum. Die glatten Seiten knisterten in die Stille hinein, sie blätterte weiter. Machte einen Knick, diesmal aber unten, rechts. Die Frau gegenüber trug eine Brille mit bunter Fassung. Außerhalb dieses Raumes hätte Laura die Farben wohl als fröhlich bezeichnet, von rot bis grün. Hier wirkten sie deplatziert um Augen herum, die so grau waren, wie die Haut, die sie umgab. Die Beine hatte sie übereinandergeschlagen, in hochhackigen Schuhen wippte das linke auf und ab. Sie biss wohl nie an ihren Nägeln, denn sie waren lang und ebenso bunt, wie die Rahmung ihrer Sehhilfe. Laura wagte einen Blick auf ihre Finger. Abgekaut, bald würden sie bluten. Sie versteckte sie unter den glänzenden Seiten und mit ihnen alle Gedanken daran. Daran warum sie bis aufs Blut gegen sich selbst kämpfte. Der Schmerz saß so tief, dass sie Angst hatte, die Dumpfheit würde sie wieder einholen, wenn sie weiter in ihren Gedanken kramte. Sie beobachtete lieber weiter die Frau, ein Paradiesvogel gefangen, wahrscheinlicher in sich selbst als hinter Stäben. Laura machte einen weiteren Knick in das bereits vorhandene Eselsohr, bog es hin und her. Bald würde die Ecke abreißen. Sie musste auf einmal an ein Gedicht denken, das sie vor Jahren, es war noch in der Schule gewesen, durchgenommen hatten. Stäbe waren vorgekommen. Ein gebrochener Wille. Ein Panther. Der Panther. Es war von Rilke gewesen, fiel ihr nun wieder ein. Sie spielte weiter mit der umgeknickten Ecke und ließ dabei den Wasserfall an Haaren tiefer in ihr Gesicht fallen. Als sie vorsichtig wieder den Blick hob, fragte sie sich, warum niemand redete. Es war so leise, auf eine unangenehme Art und Weise still. Dabei wollte sie gar nicht reden. Sie schielte wieder zu dem Mann mit der Chiffonhose. Chiffon ist ein glückliches Wort, befand sie. Wäre der Panther in Chiffon glücklicher gewesen? Sie musste kurz über diesen absurden Gedanken lächeln. Chiffon gefiel ihr, wie der Panther. Allerdings fühlte sie sich hier mehr wie hinter Stäben, zu träge, um die Augen ganz zu öffnen für die Welt. Lieber trüge sie jetzt Chiffon.

Das bekannte, fröhliche Gesicht, das sie anlächelte, fragte sie, wie es ihr ginge, nachdem sie durch Tür getreten war und sich gesetzt hatte. „Gut“, sie wollte kein Lächeln bemühen, „ich meine, es war schon schlechter, denke ich“ Das Gesicht vor ihr wurde ernster, blieb trotzdem freundlich wie immer, auch wenn es jetzt leicht die Augenbrauen hob. Nicht als Frage, sondern als Aufforderung, oder vielleicht doch etwas von beidem. „Das heißt, ich stehe auf in der Früh“ „Das ist gut“ „Vor allem ist es schwer“, murmelte Laura als Antwort. Sie hätte gern deutlicher gesprochen, aber manches konnte man nicht so laut sagen. Die eigenen Gedanken könnten es sonst hören. Es gibt diese kostbaren Sekunden, irgendwo zwischen Schlaf und Bewusstsein, in denen man einfach nur existiert. Die Gedanken waren dann nur lose Bindfäden, die sich noch nicht zu verbinden wussten. Es war ein wohliger Ort des Unwissens. Sie fühlte sich dann wieder wie ein Kind, gut behütet, sorglos. Aber immer verlässlich brach, sobald sie ganz wach war, wieder alles über sie herein. Der Schmerz und die Hilflosigkeit drückten sie dann tiefer in die Matratze und sie versuchte verzweifelt, wieder in den Zustand zurückzufinden, indem sie sich einfach nur über die Sonne gefreut hatte, die warm durchs Fenster schien. Mit jeder Minute, die sie länger wartete, wurden ihre Gliedmaßen schwerer, sie wogen Tonnen, wie die Last, die auf sie zu warten schien. Jeden Tag aufs Neue. Laura sah wieder hoch in das Gesicht, das ihr so bekannt geworden war. Sie sagte nichts von alledem laut. Sie blickte stattdessen auf ihre Nägel, zog an einem Stückchen Haut und wartete bis mit dem Schmerz auch das Blut zu rinnen begann. Ein kleiner Tropfen und sie flüsterte: „Ich ...“ Sie brach wieder ab und holte Luft. „... mein Boden, er ist weg.“ Sie vermied Augenkontakt und suchte stattdessen nach einem Taschentuch, drückte es auf die betroffene Stelle, verdeckte das Blut.

Es musste eine Stunde vergangen sein, vielleicht auch eineinhalb. Für so viel Zeit hatte sie zu mindestens bezahlt. Sie stieg in ihr Auto und ließ sich auf den Fahrersitz fallen. Einatmen. Ausatmen. Ihr Brustkorb zitterte und sie legte die Hände ans Lenkrad, klammerte sich daran fest bis ihre Knöchel weiß hervortraten. Sie hielt die Luft an, schloss für

einen kurzen Moment die Augen, nur um gleich darauf wieder tief ein- und auszuatmen, als wäre es ihr eigenes wortloses Mantra. „Chiffon“, flüsterte sie vorsichtig in den Innenraum des Wagens, „Chiffon“. Sie kniff wieder die Augen zusammen, wenn sie nichts sah, konnte sie auch niemand sehen. Dann kramte sie in ihrer Tasche nach ihrem Handy. Sie wischte bis zur gesuchten Google Leiste und tippte das Wort „Chiffon“ ein. Ihre Augen flackerten über die Bilder. Sie warf das Handy in die Mittelkonsole und startete ihren blauen Subaru. Bevor sie ihn auf die Straße lenkte, wischte sie sich mit dem Handrücken über die tränennassen Wangen. Es war kein Chiffon gewesen. Die Hose von der Gestalt im Wartezimmer. Chiffon war anscheinend ein feiner Stoff. Laura dachte an die Bilder von Kleidern, die gerade noch auf ihrem Bildschirm erschienen waren. Bunte Stoffe, die sich fröhlich um glückliche Körper schmiegt. Sie bog auf die Hauptstraße. Eine nette Zierde für leere Hüllen. Lenkte den kompakten Subaru in den Verkehr. Aber wie fragil der Stoff gewirkt hatte. Ein unvorsichtiges Reißen und er war nicht mehr zu retten. Stiche könnte man kaum vertuschen. Die Ampel vor ihr schaltete auf Rot und Laura nahm ihren Fuß vom Gas. Langsam näherte sie sich der Haltelinie, darauf bedacht, so viel wie möglich die Motorbremse zu nutzen. In der Fahrschule hatten sie damals gelernt, dass mache man so. Gut für die Umwelt. Sie musste sich etwas nach vorne beugen, um einen guten Blick auf das Farbenspiel der Verkehrsregelung zu haben. Während sie wartete, dreht sie die Lautstärke des Autoradios lauter. Sie lehnte sich zurück und rieb die Handflächen über ihre Oberschenkel. Kurt Cobains Stimme hallte durch das Auto und sie schloss für einen Moment die Augen. Einatmen. Ausatmen. Sie war sich nicht sicher wie, aber irgendwie hatte sie diesen Tag fast überstanden. Geschafft. Und es war nicht der erste gewesen. Wieder dachte sie an Chiffon. Wie leicht er doch riss. Vielleicht, aber nur vielleicht, war von ihr doch noch mehr übrig als eine Hülle. Sie hatte den Rissen standgehalten. Vielleicht war sie doch robuster. Nicht wie Chiffon. Hinter ihr hupte jemand. Denn die Ampel war grün.

rastlos gefangen

LILLI SPLETTSTÖSSER

Ich glaube,
in seinen Zwanzigern lebt man,
sagst du,
streifst mich
mit deinen
rastlosen Augen,
fahrig die Welt durchfließend.
Wir hier
gefangen in
uns auferlegten Mustern,
Vorstellungen, Idealen,
nicht vereinbar
mit unseren
bahnbrechenden Ideen.
Übermütig, unermesslich
wie wir mit unseren
suchenden Augen
in die Weite der Zukunft,
das Lösen der Fesseln

blicken,
wie wir die
Grenzen verbiegen,
uns gegenseitig die Freiheit
nach der Zeit
jetzt
vor Augen halten.
Wie wir mit
staunenden Augen
die Welt
hinter unseren Gitterstäben
betrachten
und sie doch mit
kindlichen Händen
umklammert halten,
sie vorm Brechen bewahren.
Wie wir
große Reden schwingen,
voll Unmut auf die Stäbe deuten
und doch
des Nachts von Alpträumen

verfolgt
auf das Licht,
die Wiederkehr der Konturen
warten.
Ich glaube,
in seinen Zwanzigern lebt man,
sagst du also,
fügst eine Kunstpause ein,
lebst eine Kunstpause ein,
und vielleicht
erfordert es mehr Mut
als wir besitzen,
die Stäbe
loszulassen.

Nassnacht

CLARA STILLER

am beckenrand, da sitzen zwei
sie schlürfen sich vom becken frei
als der eine fragt was gibts
bekommt er nicht einmal ein pieps
es füllte sich der swimmingpool
mit hunderttausend tränen nun
denn der gevatter wohlgesonnen
heut war ihm jemand entronnen
auf die zeile folge mir
schloss man ihm sanft die eingangstür
man sorgt sich war kein schlechter scherz
wünscht sonstwohin ade statt drübenwärts
ein knapper kniff man musste wetten
jetzt soll ein sch die wogen glätten
sie wollen lieber nicht im innern sinken
und salz und nasses wasser trinken
zu nippen aus den porzellanessotassen
bleischwerer anker wie ist das zu fassen

die weisheit aus den häferln schwappt
macht herzmuskulaturen satt
sogar das trübste rudern kunst
sie baden mondscheins tiefend dunst
außer blubberblasen nichts zu melden
in schnitters augen äußerst selten
und macht das wasser strudel ihnen
sie sollen der tropfen sich bedienen
die tassen überschwänglich prosten
unmut kennen sie nicht keinen großen
der swimmingpool so menschenleer
die zwei daneben weinten niemals mehr

Epitaphe

JEANNINE TENDL

Ich erinnere mich noch an unser erstes Zusammentreffen im März. Duftende Kräuter in bunten Hängetöpfen am Balkongeländer im zehnten Stockwerk. Selbstgebackener Erdbeerkuchen im kleinen Weidekörbchen, geflochten aus Rattan. Damals war uns John Everett Millais kein Begriff, Ophelia. Da warst du auch nur bis zum Kinn im Wasser, das Haar klebte an deinem Schädel wie schmelzendes Wachs. Dein Lächeln war stets staubtrocken und echt.

Ich hätte natürlich nicht erahnen können, dass deine Zehen nicht mehr den Grund fanden, ich hätte nichts daran ändern können, dass du in stummer Verzweiflung nach einer Hand suchtest. Für große Heldentaten war ich nämlich noch nie zu haben, denn mutig sein erfordert nun mal ein Ziel und, Ophelia, mir sagte doch jeder, der Weg sei das Ziel. Und an meinen Weg hielt ich mich brav.

Deiner führte jedoch hinab in die schwarze Tiefe der gefühlsarmen Menschheit, dein Ziel waren die elysischen Gefilde und Abkürzungen finden konntest du schon immer gut. Nicht, dass ich nun mit dem Finger auf dich zeigen will, denn ich bin ja auch nur ein kleines Stück deines Wegrands gewesen. Und, hätte deine Hand die meine gefunden, wäre es womöglich ganz anders gekommen. Dann würde ich womöglich an eine Kerstin, oder Gabi schreiben. Doch, wie du weißt, liebt jeder die Dramen Shakespeares und Komödien werden nur selten bekannt, wenn Dante sie nicht verfasst.

Als dein Kopf schließlich unter Wasser war, deine Haare sich wie Wurzeln gen Himmel streckten und deine Hand die Oberfläche nicht mehr fand, nahmst du dir die Worte des blinden Wächters zu Herzen. Du lauschtest dem letzten Lied der Barden, hattest keine Angst mehr vor heute und morgen und tratst übermütig den letzten Ritt des Tages an – dreißig Meter in die Tiefe. Meine Ophelia, im Unterbewusstsein er-

trunken wie bei Hamlet. Deiner wird sich kein poetischer Maler mehr annehmen, nur mehr der Leichenbestatter.

Dort lagst du, zwischen Bahnhof und Park. Seelenlos. Ungeachtet. Bis dich die Unmutigen fanden. Siebentausend Männer und Frauen zerpickten den Fleck am Beton wie missmutige Raben, als wären sie einem Werk Edgar Allan Poes entsprungen, als hätten sie dich gekannt, Ophelia. Nimmermehr, nimmermehr, siebentausend Raben schrien wie aus einem Munde.

Und wie das halt so ist, wurde aus meiner Verleumdung Wut, ein grässliches Ungeheuer, mitten in meiner schmerzenden Brust. Wut auf dich. Wut auf siebentausend Menschen. Wut auf die siebentausend Schatten, die sie warfen.

Siebentausend „Opfer“, die Missgunst über einem fremden Grab laut machten. Siebentausend Zeugen, siebentausend stumme Trauerreden und kaum eine Grabkerze.

Nur siebentausend Worte hinter vorgehaltener Hand.

Und, obwohl sie meinten, sie hätten dich Schachblumen züchten sehen, die Mohnblumen seien herrenlos verwelkt und die Vögel in ihre gottlosen Zimmer geflogen, wussten siebentausend Wissende nicht, was auf deinem Grabstein stand.

Wenn mich dann die Wut überwältigt, mich der Zorn von innen zu zerreißen droht, nehme ich ein Feuerzeug zur Hand. Um die rabenschwarzen Schatten zu verjagen, zünde ich dann ein Räucherstäbchen an. Ich taufe es nach dir, Ophelia, denn es ist wie alles auf dieser Welt: vergänglich. Es ist vergänglich, von dem Augenblick an, an dem es in eine hexagon-förmige Schachtel aus Karton wandert. Genauso vergänglich, wie all seine neunzehn Artgenossen in derselben wohlduftenden Plastikverpackung, so vergänglich wie die Menschheit, so vergänglich wie der hellste Stern.

Räucherstäbchen sind besonders grotesk, weil du ihnen dabei zusiehst, wie sie die Lebenskraft verlieren. Da stehen sie noch groß und stolz in einer prunkvollen Messingschale und erfreuen dich mit ihren Düften, dann siehst du den schwarzen Stab langsam hellgrau werden. Risse wie blutlose Adern durchziehen den kleiner werdenden Funken Helligkeit. Kleiner und kleiner, die Asche fällt in die Schale, bis die Flamme erlischt wie die Fackel des Thanatos. Wie dein Lebenslicht.

Trotzdem beruhigen Räucherstäbchen auf eine traurige Art und Weise. Denn sie bringen Licht. Sie bringen Wärme. Sie bringen Freude. Deswegen, muss ich nun doch gestehen, habe ich mein Räucherstäbchen auch aus einem anderen Grund nach dir benannt, Ophelia: nicht nur vergänglich. Licht ins Dunkle bringend. Bei dir hatte die Gesellschaft jedoch zu viele Streichhölzer, und deswegen branntest du ab, bevor die letzte Asche fiel. Die Flammen der Unmut waren deine Abkürzung, dein Segen und dein Fluch zugleich.

Ophelia, meine Wut ist wie du, wie ein Stern, wie ein Räucherstäbchen. Sie vergeht. Du lehrtest mich die wahre Bedeutung von „memento mori“. Ich will nicht mehr an Weg und Ziel denken, nicht mehr an den Tod. Für mich heißt es von nun an „memento vivere“. Denn meine Uhr steht nicht mehr still, sie dreht sich weiter, so wie ich meine Sanduhr immer wieder umdrehen werde, wenn sie leer zu werden droht.

Dies ist mein erstes und letztes Schreiben an dich. Du hast deine Flügel in den Flammen verloren, doch genau wie ein Phoenix aus der Asche aufersteht, bringst du Neuanfänge. Dafür danke ich dir, Ophelia. Die Schatten wirken nicht mehr so finster und lang. Wir sehen uns, wenn mein letztes Räucherstäbchen abbrennt.

Also verliert man nichts

HANNAH UNTERTHINE

Geht man in die Berge, schnürt man die Knöchel fest an die Beine. Im Tal liegt der Nebel meistens tief und die Kühe auf den dunkelgedörrten Wiesen kratzen sich mit den Hinterbeinen an den Ohren, wie Hunde es tun. Aber die dunkelgedörrten Wiesen sind steil, drei Beine weniger als vier und manchmal fallen Kühe um. Sie fallen um und rollen tief hinein ins Tal, tiefer als der Nebel, manchmal bis in den Bach. Dann findet man dort eine Kuh, die zu schwer zum Schwimmen nur in den Nebel starrt, zitterkalt vom Gletscherwasser.

Vielleicht geht man an Hühnern vorbei, im elektrischen Zaun, der alle paar Sekunden zuckt, blitzt, knackt, wobei die Hühner wie gleichgeschaltete ihre Köpfe zucken, blitzen, knacken. Man sieht das nicht gern und wendet den Blick bergwärts. An den Wänden ringsum laufen Rinnsale wie Salzadern durch den Stein.

Nun wird es steiler. Man wählt den Weg zwischen zwei Bächen, wo es links zuerst plimpert, rechts blechert, dann links schauert und rechts rauscht, bis man vor einem halbgeöffneten Staudamm steht und ein einzelner Bach sich herabwürgt und erbricht. Mit Getöse.

Es folgen Stufen

Stufen, Bein heben Bein heben

Das erste Gletschereis, grau

Stufen, umdrehen und umsehen

Steilere Stufen, weit schon

Das zweite Gletschereis, weiß blau

Stufen, steile Stufen, hinaus aus dem Tal

Stufen Stufen, über den Nebel hinaus

Bis zur großen weiten Fläche

Dort verliert man nichts mehr.

Weil es sonst in Gletscherspalten fällt. Und man verliert vor allem nichts Kleines, um nicht im Eis wühlen zu müssen, das wie Nadeln sticht. Sticht in Finger ohne Fingerhüte, von denen man nicht zehn Stück dabei hat, nicht in verschiedenen Größen. Keine Fingerhüte.

Also verliert man nichts.

Also verliert man sich nicht, weil man sonst in Gletscherspalten fällt.

Man tut es einfach nicht. Auch wenn es steil ist und zwei Beine weniger sind als drei.

Es ist zitterkalt am Berg.

So denn, kann man deuten, mit einem heilen Finger, nicht einem zerstochnen, zum Gipfel, sich verpeilen, weil Zeigefinger immer falsch peilen und stattdessen nur in den Nebel zeigen. Und weil man bald da ist, drückt sich eine Freude gegen die Gaumenwand, wie Kletterer sich gegen Wände drücken, drückt sich da eine Freude ungesichert an die Gaumenwand und schiebt sich höher.

Ganz hinauf.

Am Gipfel ist es taubstumm. Da möchte man bleiben und die Schemen der rollenden Kühe sehen, durch den Nebel in den sie starren, wenn sie dann im Bach liegen und durch den sie die Schemen der Bergsteiger erahnen.

Die Nachbarkreuze winken. Bis die Nachbargipfel schwanken.

Und es Zeit zum Umkehren ist.

Auf dem Rückweg wird man schwerer. Die Knöchel lockern sich von den Beinen. Man kennt die Stufen und das letzte Gletschereis. Man glaubt den Berg zu kennen und weiß

also dann, Bein senken Bein senken

wenn dann, in das Tal

dann und wann, Nebel

dann also, ist man wieder in der Ebene

und schlägt den Mantel, wie Fledermäuse ihre Flügel beim Schlafengehen, eng um den Körper und senkt auch wie sie den Kopf, damit die Sorgen der Erdanziehung näher kommen, herausfallen und am Weg liegen bleiben, um zertreten zu werden, wie Fledermauskot. Sorgen kann man verlieren. Sonst nichts. Also verliert man sie. Man tut es einfach. Also verliert man sie und keine Sorgen sind weniger als zwei.

Im Haus wohnt man, aber am Berg heimt man. So ist das für manche und für andere nicht.

Vor den Türen

SEVERIN WEH

Schlaf ein, mein Kind! Schlaf ein, mein Kind!

Man hält uns für Verwandte.

Doch ob wir es auch wirklich sind?

Ich weiß es nicht, schlaf ein, mein Kind!

Mama ist bei der Tante...

(E. Kästner)

Vater.

Ob sie es ahnt? Sie weiß alles immer sofort. Haha, als ob! Was weiß ich schon? ... Kalt ist mir irgendwie. So kalt ... Meine Frau, so sagt man, ist eine nette Person. ... Meine Frau ... meine ... meine, deine ... Ob sie auch die eines anderen ist? Ich weiß es nicht. Die Farbe auf der Türe muss frisch sein. Ein Schimmern, wie das in ihren tiefen Augen. In ihnen bin ich verloren gegangen. Verloren, und nun finde ich den Weg zurück nicht mehr. Die Liebe saß schon im nächsten Zug und wir haben das Umsteigen verpasst ... Ob sie mir wohl je verzeihen wird? Mir wird kalt, wenn ich nur daran denke. Wenn sie erfährt, dass ich und sie ... Oder wenn sie erfährt, dass sie und ich bereits ... Kalt bis auf die Knochen, die sie versprochen hatte, mir zu wärmen. Kann es nicht aufhören? ... Sie wird bestimmt glücklicher. Glücklicher ohne mich. Dann hat sie ja ihn. Hahaa. Ich weiß es ohnehin nicht. Ich will nur weg. Weit weg. Weit weg von beiden ... Neubeginn ... Doch traue ich mich? Ah, was! Feigling. Alter Feigling. Zu feige, um zu leben. Die Türe ist immer noch da. Ach, wenn es nur so einfach wäre.

Mutter.

Ich hasse ihn. Wie ich ihn hasse! Zurückgelassen hat er mich. Alleine mit mir selbst. Was soll ich nur tun? Alles verschwimmt vor meinen Augen. Ich könnte heulen. Tränen, Fontänen, sich sehnen. Wonach? Liebe? Ich fühle keine ... Nur Wut. Scheiße! Ich bin so verdammt wütend

auf ihn! Auf mich, auf alle. Ach, wenn es nur wieder so wäre, wie es nie wirklich war. Fäuste würde ich ihm geben, wenn er um Küsse bettelt ... Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr. Ich kann nicht mehr ... Auch wenn ich wollte, und auch nur für das Kind ... Ich will und kann nicht mehr. Verstehst du es, Türe? Trotzdem. Wer soll mir sonst helfen? Helfen. Ja, ist mir noch zu helfen? ... Ich habe alle enttäuscht. Sie sagen es nicht, aber sie blicken es mir. Sein Blick war engelsgleich. Ach, wie ich seine Blicke vermisse. Stunden spielten wir Verstecken im Irrgarten unserer Pupillen. Doch auf einmal warst du fort. Hast du dich verirrt? Bist du davongelaufen? Du schaust mich an und gehst zu einer anderen ... Ich weiß, du tust es nicht mit Absicht. Doch auch Wut hat keine Absicht. Ich wünschte, ich wäre stärker gewesen. Diese Türe? Die gute Zeit, ich sehne mich nach ihr.

Kind (9 Jahre).

Wissen Sie, wo ich bin? Aber es wird schon gut sein. Wohin die Türe wohl führt? ... Hunger hab ich. Ein leckerer Obstkuchen, wie der von der Oma, das wäre toll ... Der Papa singt immer so schön. Dann werde ich richtig müde. Müde bin ich jetzt auch ... Ob die Mama bald kommt? Der Papa ist noch nicht heim. Mama sagt, an guten Tagen kommt Papa mit Milchflasche heim, an schlechten mit Bierflasche. Aber Papa habe ich immer lieb ... Ich würde gern jetzt schon groß sein. So groß wie Mama, nein wie Papa. Vielleicht noch ein bisschen größer. Dann kann ich helfen. Ob hinter der Türe auch ein Bett ist? Vielleicht kann ich in dem Bett schlafen. Und wenn ich aufwache, ist die Mama wieder da. Das hat sie versprochen. Bevor sie gegangen ist. Nur kurz hat sie gesagt ... Ich möchte heute schon erwachsen sein. Dann kann ich der Mama helfen und dem Papa. Dann singe ich ihm was vor, dann hat er am nächsten Morgen auch keine schlechte Laune ... Ob ich nicht einfach durchgehen soll? ... Jetzt ist sie offen. Ist die Mama da? ... Nein. Noch eine Türe.

Danksagung

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die **TEXTE. Preis für junge Literatur 2020** erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge), und den unterstützenden Wiener Bezirken:

Bildungsdirektion Burgenland	3., Landstraße
Bildungsdirektion Kärnten	4., Wieden
Bildungsdirektion Niederösterreich	5., Margareten
Bildungsdirektion Oberösterreich	8., Josefstadt
Bildungsdirektion Salzburg	9., Alsergrund
Bildungsdirektion Tirol	10., Favoriten
Bildungsdirektion Wien	11., Simmering
Buchhandlung Aichinger, Bernhard & Comp.	13., Hietzing
Bundeskanzleramt	14., Penzing
Burgtheater	15., Fünfhaus
DelFabro	16., Ottakring
Industriellenvereinigung	17., Hernals
Kultur Niederösterreich	18., Währing
Kurier	19., Döbling
Land Salzburg	20., Brigittenau
Lhotzkys Literaturbuffet	21., Floridsdorf
Literarmechana	22., Donaustadt
Literaturmuseum Wien	23., Liesing
Schweizer Botschaft	
Schauspielhaus Zürich	
Wien Kultur	

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank dem unermüdlichen Karl Blüml, auf dessen Initiative diese Broschüre all die Jahre erscheinen konnte. Ein herzliches Dankeschön an Florian Moser und die Bildungsdirektion Wien für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zu **TEXTE. Preis für junge Literatur:**

www.texte.wien



TEXTE

Preis für junge Literatur

Über 350 Einreichungen bildeten das Fundament für den Erfolg von **TEXTE – Preis für junge Literatur 2020**. Vom Verein Literarische Bühnen Wien produziert und veranstaltet, hat der von Christoph Braendle geleitete Schreibwettbewerb für junge Leute im Alter von 14 bis 19 Jahren im Laufe weniger Jahre einen internationalen Status erreicht, der belegt, wie notwendig diese Plattform ist.

Das Thema 2020 lautete:

Mut / Unmut / Übermut

Die vierundzwanzig besten Texte 2020
stammen aus der Feder von:

Alexandra Aigner

Hiba Akyol

Sarah Bahmou

Anna Bauer

Katharina Bogner

Milena Dörfler

Paula Dorten

Dzeneta Fejzic

Amelie Frikell

Marius Henrik Hoose

Fanny Koelbl

Fiona Kreindl

Antonia Moritz

Anna Richter

Mirjam Roher

Anna Rotter

Bernadette Sarman

Maria Schigan

Katrin Schwarz

Lilli Splettstößer

Clara Stiller

Jeannine Tendl

Hannah Unterthiner

Severin Weh